

Theologischer Bericht des Präses

„Euer Werk hat seinen Lohn“

Ermunternde und kritische Anmerkungen
zu Glauben, Theologie und pastoraler Praxis
in Gemeinschaftsbewegung und Kirche

Mitgliederversammlung
des
Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverbandes
vom 11. - 13. Februar 2008
in Dresden,
Dreikönigskirche

Dr. Christoph Morgner, Kassel

Inhaltsverzeichnis

0.	Geistliche Vorbemerkungen	4
1.	Erfreuliche Beobachtungen	5
1.1.	Hochachtung	5
1.2.	Nachhaltigkeit	5
1.3.	Dankbarkeit	6
2.	„Keiner will Schulleiter werden“	6
2.1.	„Downshifting“	6
2.2.	Besetzung von Leitungämtern	7
2.3.	Wege und Auswege	8
2.4.	Visitierendes Handeln	9
2.4.1.	Verbands- und Gemeinschaftsvorstand	9
2.4.2.	Inspektor und Prediger	10
3.	„Gott Lob, der Sonntag kommt herbei“	12
3.1.	Der bröckelnde Sonntagsschutz	12
3.2.	Das Gottesgeschenk	13
3.2.1.	Schöpfung	13
3.2.2.	Erlösung	13
3.2.3.	Probleme und Konflikte	14
3.2.4.	Jesus und der Sabbat	15
3.3.	Vom Sabbat zum Sonntag	15
3.4.	Heute den Feiertag heiligen	17
3.4.1.	Reformatorische Akzente bedenken	18
3.4.2.	Auf die ewige Ruhe freuen	19
3.4.3.	Den Feiertag gestalten	19
3.4.4.	Um Kompromisse ringen	21
3.4.5.	In geistlichen Berufen den Sonntag heiligen	22
3.5.	Der Feiertag heiligt uns	23
3.6.	Praktische und aktuelle Konsequenzen	24
3.6.1.	Die doppelte Frontstellung	25
3.6.1.1.	lax	25
3.6.1.2.	skrupulös	25
3.6.2.	EKD-Initiative	26
3.6.3.	Thema Sonntag	26
4.	Diskussion zwischen Gottesglaube und Gotteswahn	27
4.1.	Die grundlegende Unterscheidung	28
4.1.1.	Rätsel	29
4.1.2.	Geheimnis	29
4.1.2.1.	in der Bibel	30
4.1.2.2.	im personalen Bereich	31
4.1.2.3.	in der Gemeinde	32
4.1.2.4.	in unserem Glauben	32

4.2.	Wie man Gott erkennt	32
4.2.1.	Begegnung	33
4.2.2.	Praktische Konsequenzen	34
4.2.3.	Fazit	35
4.3.	Irrwege	35
4.4.	Gottesbeweise als Sicherungsversuche	37
4.4.1.	Kosmologische Gottesbeweise	37
4.4.1.1.	kineologisch	37
4.4.1.2.	causal	37
4.4.1.3.	kontingent	37
4.4.1.4.	graduell	37
4.4.1.5.	teleologisch	37
4.4.1.6.	Würdigung	38
4.4.2.	Ontologischer Gottesbeweis	38
4.4.3.	Moralischer Gottesbeweis	38
4.4.4.	Quintessenz	39
4.5.	Anfragen an unseren Glauben	39
4.5.1.	Projektion	39
4.5.2.	Theodizee	40
4.6.	Missbrauch des Geheimnisses	42
4.7.	Glauben aus und auf gutem Grund	43
5.	Gott als „Mutter“ anreden?	45
5.1.	Die Lage	45
5.2.	Das biblische Zeugnis	46
5.3.	Gott als Mann?	47
5.4.	Die Konsequenzen	48
5.5.	„Gott“ und „Herr“	48
6.	„Er zog seine Straße fröhlich“	50
6.1.	Freude vor ernstem Hintergrund	51
6.2.	Freude aus Glauben	52
6.3.	Freude „im Herrn“	52
6.4.	Freude ohne Grenzen	53
6.5.	Freude als Lebenselement der Gemeinde	53
6.6.	Freude als gewinnende Kraft	54
	Literaturverzeichnis	56

0. Geistliche Vorbemerkungen

„Ihr aber seid getrost und lasst eure Hände nicht sinken:
denn euer Werk hat seinen Lohn“ (2. Chronik 15, 7)

Dieses Wort steht nicht im Zentrum der Heiligen Schrift, sondern führt ein Winkeldasein im 2. Buch der Chronik. Dort wird es vom Propheten Asarja ausgesprochen, der dem König Asa entgegenzieht und ihm dabei eine gewichtige Rede hält. Er verweist den König auf den engen Zusammenhang zwischen Gottvertrauen und Lebensmut. Damals wurde das Südreich Israels von König Asa religiös wieder in die Form gebracht, die Gott von seinem Volk erwartet. Der Prophet ermuntert den König und seine Getreuen, sich dabei von Widerständen nicht entmutigen zu lassen, sondern auf dem eingeschlagenen Weg zügig weiterzugehen, Wer sich in den Bahnen bewegt, die Gott ihm gelegt hat, kann „getrost“ sein und muss um seine Zukunft nicht bangen. Dessen „Werk hat seinen Lohn“. Dafür wird Gott sorgen. Das hat er versprochen, und dazu wird er stehen. Das gibt allen, die sich für ihn engagieren, eine helle und zukunftsweisende Perspektive.

So klingt es über die Jahrhunderte hinweg zu uns herüber. Diese Töne haben wir dringend nötig. Denn die „Hände sinken“ zu lassen, liegt oft näher als getrostes Voranschreiten. Ich habe den Eindruck: Die Mutlosigkeit hat vielerorts Hochkonjunktur. „Bei uns im Kirchenkreis reden wir nur noch übers Geld“, klagte mir jüngst ein Pfarrer, „zu anderen, missionarisch dringlichen Themen kommen wir nicht!“ Und bei uns in der Gemeinschaftsbewegung? Da hat oft die Kassenlage das ausschlaggebende Wort, wenn es um die Konzeption und personelle Ausstattung einer Gemeinschaftsarbeit geht. Und um die ist es gewöhnlich eher klamm bestellt.

Nun vertreten wir keinen ekklesiologischen Docketismus, bei dem die Belange der „Tische und Bänke“, so Paul Deitenbeck, keine Rolle mehr spielen müssten. Aber wenn das Faktische unsere Gedanken derart fixiert und unsere Energien bindet, gilt es innezuhalten und geistliche Kriterien heranzuziehen: Wozu sind wir berufen? Welchen Auftrag haben wir? Und wie können wir dem unter vielleicht schwieriger gewordenen Umständen nachkommen. „Mangel ist im Reich Gottes kein Gespenst, sondern Normalität“, habe ich in einem der Seminare bei unserem letzten Hauptamtlichen-Kongress an der Tafel gelesen¹.

Im folgenden Präsesbericht stelle ich einige Passagen zusammen, von denen ich überzeugt bin, dass es hilfreich sein wird, sie ausgiebig zu bedenken. Sie wollen uns ermutigen „getrost“ nach vorn zu gehen und die „Hände nicht sinken“ zu lassen.

¹ Meines Wissens stammt der Satz von Dr. Markus Müller, dem Direktor der Pilgermission St. Chrischona.

1. Erfreuliche Beobachtungen

Als Gemeinschaftsleute sind wir dazu erzogen, eher gering von uns zu denken. Der Gefahr des Hochmuts erliegen wir selten. Wer sind wir denn?! Gerade als Verantwortliche befassen wir uns vor allem mit den Schwachstellen und Krisenherden unserer Bewegung. Um sie kreisen die meisten Tagesordnungspunkte der Sitzungen. Sie verschlingen Zeit und zehren an nervlicher Kraft. Wo die Dinge optimal laufen, wird unsere Präsenz eher selten benötigt.

Das färbt nolens volens auf unser Empfinden ab. Wenn wir an die Verbände und Werke denken, fallen uns gewöhnlich zunächst die negativen Seiten ein, weil diese am heftigsten in unseren Köpfen und Herzen rumoren. Sehr leicht kommt es dann dazu, dass wir davon das Selbstwertgefühl hinsichtlich unserer Gemeinschaftsarbeit bestimmen lassen, das dann entsprechend schwächtigt ausfällt. Die folgenden Beobachtungen wollen dem entgegenwirken.

1.1. Hochachtung

Demgegenüber stelle ich immer wieder fest, mit welcher Hochachtung z.B. kirchlich Verantwortliche und Vertreter der Freikirchen von unseren Arbeiten reden. In den Gesprächen drücken sich Respekt und Wertschätzung vor dem aus, was sich unter uns zuträgt: das wirklich praktizierte Priestertum aller Glaubenden, die verbindliche Gemeinschaft, das missionarische Engagement, die persönliche Zeugenschaft, die erstaunliche Spendenbereitschaft, die gelebte praxis pietatis uvam. Was wir als Verantwortliche als selbstverständlich betrachten – wenn es gut läuft -, löst bei anderen Erstaunen aus. Von diesen Merkmalen lebendiger Gemeinschaftsarbeit sind zahlreiche Kirchengemeinden weit entfernt. Aber die kirchliche Entwicklung wird in „unsere“ Richtung verlaufen, wie im Impulspapier der EKD unschwer zu erkennen ist. Wir sind, so erstaunlich es in manchen Ohren klingen mag, ein Stück evangelische Kirche von morgen, denn die wird nur dann Zukunft haben, wenn sie sich auf wesentliche pietistische Einsichten besinnt. Wir sind deshalb in vieler Hinsicht eher Vortrupp als Nachhut.

1.2. Nachhaltigkeit

Dazu tritt ein weiterer Faktor. In meinen Gesprächen mit Pfarrern betonen diese häufig, aus unseren Reihen zu stammen: aus Gemeinschaften, EC und anderen Jugendarbeiten einschließlich CVJM. Diese Herkunft wird zumeist als etwas Positives betrachtet, wenn auch manche der Betroffenen zwischenzeitlich andere theologische Wege eingeschlagen haben². Das bei uns Erlebte hat menschlich und geistlich positiv geprägt.

² Das lässt natürlich auch selbstkritisch fragen: Warum ist der betreffende Personenkreis später auf „andere theologische Spuren gekommen? Sicherlich lag das vor allem an der sogenannten modernen Theologie... Aber ich weiß aus vielen Begegnungen, daß diese Beurteilung nicht ausreicht. Ich stelle nur einige Fragen: Hat die (in unserem Raum) ... vermittelte Theologie versucht, nicht nur die Freude am Glauben zu wecken, sondern auch die Freude am Denken des Glaubens? Hat man versucht, die Studienzeit hilfreich und verständnisvoll zu begleiten?

Das unterstreicht meinen Eindruck: Unsere Gemeinschaftsbewegung hat in unserer Kirche eine prägende Kraft gehabt und hat sie bis zum heutigen Tag. Die langfristigen Breiten- und Tiefenwirkungen unserer Gemeinschaften sind erstaunlich. Was sich in unseren Reihen abspielt, hat offensichtlich eine Nachhaltigkeit bewirkt, über die wir uns nur freuen und für die wir Gott nur danken können.

Wir haben allen Anlass, von dem, was Gott uns anvertraut hat, gut zu denken und zu reden. Wir sind reicher als wir meist ahnen. Das sollte uns immer wieder neu das entsprechende Wertbewusstsein anfachen.

1.3. Dankbarkeit

Kürzlich war ich in einem Verband zu Gast, der seine Mitarbeitenden zu einem Danke-Abend eingeladen hatte. Neben einem zünftigen und motivierenden Vortrag wurde ein ebenso festliches wie mehrgängiges Menü angeboten. Der Vorstand dieses Verbandes nutzte die Gelegenheit, seinen Mitarbeitenden für die geleistete Arbeit herzlich zu danken und ihnen seine Anerkennung auszusprechen.

Natürlich gab es auch Mitarbeitende, die den finanziellen und sonstigen Aufwand für diesen Abend skeptisch beurteilten. Aber ich bin überzeugt, dass die Kosten eines solchen Abends weit durch Spenden und erst recht durch vermehrte Dienstfreude aufgewogen werden. Wer sich gewürdigt sieht, wessen Leistung anerkannt wird, der geht mit erneuerter Motivation in seine Aufgabenfelder zurück. „Euer Werk hat seinen Lohn“.

Das Beispiel sollte Schule machen, denn die mitarbeitenden Schwestern und Brüder gehören zum Kostbarsten, das uns anvertraut ist. Sie zu pflegen und zu fördern, muss eine unserer Hauptaufgaben sein. Hier können wir nicht genug an Mühe, Liebe und Fantasie investieren. Es wird sich reichlich auszahlen!

2. „Keiner will Schulleiter werden“

Diese Überschrift begegnete mir jüngst in der Siegener Zeitung. Eine respektable dörfliche Grundschule suchte händeringend einen neuen Direktor. Die üblichen Ausschreibeverfahren gingen ins Leere. Es traf keine einzige Bewerbung ein. Insidern, so der Kommentar, sei dieses Phänomen bekannt. Es wird offensichtlich immer schwerer, Leitungsaufgaben mit geeigneten Personen zu besetzen. Schulleiter? Nein, danke.

2.1. „Downshifting“

Dieses Phänomen stellt keinen Einzelfall dar. Es begegnet uns auch in anderen gesellschaftlichen Zusammenhängen. Wir haben es mit einem Trend zu tun, der „aus den USA kommt und über Großbritannien nun auch Deutschland erreicht: Downshifting. Einen Gang runterschalten heißt das

Wieviele Pietisten mögen ihm in der Studienzeit engstirnig und anmaßend begegnet sein?“ (Christoph Morgner, Geistliche Leitung als theologische Aufgabe, Stuttgart 2000, S. 299).

übersetzt und birgt zugleich ein Versprechen: Wer weniger arbeitet, lebt besser³. Das wachsende Arbeitstempo, die zunehmende Unübersichtlichkeit und das Diktat in manchen Berufen, rund um die Uhr verfügbar zu sein, wird von vielen Zeitgenossen als eine Art Hamsterrad empfunden, in das einzusteigen man tunlichst zu vermeiden sucht.

Wenn wir den Blick auf die Gemeinschaftsarbeit einschließlich der diakonischen Bereiche lenken, stoßen wir auf ähnliche Beobachtungen. Das viel genannte Burn-Out-Syndrom erweist sich mittlerweile als die seelische Störung Nr. 1 in unseren Reihen. Viele der Mitarbeitenden fühlen sich überlastet und ausgebrannt. Nur mit Mühe halten sie die eingefahrenen Abläufe aufrecht⁴.

Diese kosten ein hohes Maß an seelischer Kraft. Die geforderte Teamarbeit bedingt unzählige Gespräche, Absprachen und Sitzungen. Wer mit der Vorstellung, „der Leiter“ zu sein, in eine Gemeinde kommt, sieht sich bald mit Ansprüchen konfrontiert, die seinem Wunsch entgegenstehen, zielbewusst voranzuschreiten und die eigene Konzeption zu verwirklichen. Das nervt. Zerbrochene Ideale hinterlassen enttäuschte Menschen.

Mancher mag auch die vorfindliche Form der Gemeinschaftsarbeit als unbefriedigend empfinden. Er hat sich seinen Dienst im Reich Gottes anders vorgestellt – wie auch immer. Deshalb reibt er sich am Vorfindlichen auf.

Nun kann in geistlichen Ämtern beruflich nicht einfach „heruntergefahren“ werden. Auch Berufswechsel erweisen sich als schwierig. Aber wir sollten einen sorgfältigen Blick darauf verwenden, wo die uns anvertrauten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, ob ehren- oder hauptamtlich, Tendenzen zeigen, aus der Gemeindegemeinschaft auszusteigen bzw. ihr Pensum zu reduzieren. Viele mag ein ausgeprägtes Pflichtbewusstsein davon abhalten. Andere schlagen Fluchtwege ein, die den Stress mindern. Manche ziehen sich zurück.

2.2. Besetzung von Leitungsämtern

Die aufgezeigten Aspekte haben Rückwirkungen auf die Besetzung von Leitungsämtern. Es wird immer schwerer, diese mit sowohl fachlich qualifizierten als auch bereiten Personen zu besetzen. Die Willigkeit, sich auf überörtlicher, höherer Ebene einzubringen und damit beruflich „einen Gang höher zu schalten“ nimmt sichtlich ab.

Aber unsere Verbände und Einrichtungen sind darauf angewiesen, qualifizierte Personen für Leitungspositionen zu rekrutieren. Als Multiplikatoren kommt diesen eine Schlüsselfunktion zu. Aus diesem Grund beobachte ich die eingetretene Entwicklung mit großer Sorge.

³ SPIEGEL 14/2007, S. 100.

„Ende 2004 gaben 49% der Amerikaner an dass sie in den zurückliegenden fünf Jahren freiwillig ihre Arbeitszeit verringert, eine Beförderung abgelehnt und Berufsziele heruntergefahren hätten. In England änderten laut einer Umfrage bereits zweieinhalb Millionen Briten ihr Leben radikal. Dieses Jahr will sich schätzungsweise eine weitere Million aus dem Überstundentrott befreien“ (ebd, S. 100)t

⁴ siehe dazu Präsesbericht 2006, S. 5 - 25

Welches mögen die Gründe für diesen Entzug sein? Ich füge folgende an, gehe aber dabei nicht von Vollständigkeit aus, sondern rechne mit Ergänzungen in den anschließenden Gesprächen.

- Das Arbeitsfeld muss heute möglichst überschaubar sein. Das gilt sowohl für das räumliche Refugium als auch für die zeitlichen Belange. Je weiter ein Radius abgesteckt ist, desto schwerer lässt er sich überschauen. In einem Leitungsamt viel unterwegs, aber nirgends richtig zu Hause zu sein, wird als unbefriedigend empfunden. Das erspart man sich gern.
- Vor Ort sind die Gestaltungsmöglichkeiten immens. Was vor Augen schwebt, kann im Verbund einer Gemeinde umgesetzt werden. Man hat das Erreichte vor Augen. Man kennt Erfolgserlebnisse. Dergleichen sind auf übergeordneter Ebene nur schwer zu erreichen, weil die direkten Gestaltungsmöglichkeiten begrenzt sind.
- Im Gegensatz zu früheren Zeiten sprechen heute die Ehefrauen, oft auch die Kinder, ein gewichtiges Wort bei einem Orts- bzw. Aufgabenwechsel mit. Das sollen sie natürlich auch, aber das hat seine Konsequenzen, die nicht immer im Sinne der Berufenden ausfallen.
- Wer in eine übergeordnete Verantwortung eintritt, muss damit fertigwerden, dass die Luft für ihn dünner wird. Er wird unweigerlich einsamer. Manche Entscheidungen, die zu treffen sind, werden von den Betroffenen nicht verstanden. So dürfen beispielsweise diffizile Personalangelegenheiten nicht in der Öffentlichkeit ausgebreitet werden. Das rückt im Konfliktfall die Verantwortlichen oftmals in ein schiefes Licht. Unweigerlich erhöht sich der Stressfaktor. Man kann nicht ständig everybody's darling sein. Verständliche Konsequenz: „Warum soll ich mir das antun?“
- Die Würde eines übergeordneten Amtes hält sich in der Gemeinschaftsbewegung in Grenzen und wird von der Bürde keineswegs aufgewogen, die damit verbunden ist.
- Wir sind stärker Kinder unserer Zeit als wir uns das meist zugestehen und haben es deshalb mit Angestellten zu tun, die in einer Konsum- und Erlebnisgesellschaft groß geworden sind. Die Belastbarkeit ist geringer als das zu Zeiten der Fall war, in denen Krieg und Nachkriegszeit für eine höhere Stressresistenz gesorgt haben. Vieles von dem, was damals als selbstverständliche Aufgabenlast akzeptiert wurde, wird heute als Stress empfunden.

2.3. Wege und Auswege

Selbstkritisch sollten wir uns zunächst einmal fragen. Wie leben wir selbst als Verantwortliche, die Verbänden und anderen Einrichtungen vorstehen? Welches Bild geben wir ab? Beobachten andere an uns zuerst die Freude, die wir an unserem Dienst haben, oder nehmen sie eher einen seuf-

zigen Stress wahr, der den Eindruck vermittelt, unsere Sorgenfalten seien in die Stirn eingraviert?

In den vergangenen Jahren sind Fortbildungsangebote für Inspektoren und andere Verantwortungsträger angeboten worden. Diese sollten wir erneut anberaumen und dabei auch solche Mitarbeiter einbeziehen, die demnächst für Leitungsaufgaben in Frage kommen. Hier tut sich für unseren Gesamtverband, aber auch für unsere RGAV-, „Dienstgemeinschaft für Verkündigung und Seelsorge“ ein Betätigungsfeld auf, dergleichen hoch qualifiziert und verbändeübergreifend anzubieten.

2.4. Visitierendes Handeln

Die Visitation⁵ gehört seit den Anfängen der Christenheit zu den selbstverständlichen Gepflogenheiten. Keine Gemeinde bleibt sich selbst überlassen. Die Apostel suchen die Gemeinden auf und schreiben ihnen Briefe. Sie hören zu, nehmen wahr, ermutigen, ordnen und schlichten. Auch die Sendschreiben des erhöhten Herrn (Offb 2.3) sind letztlich Visitationsbescheide. Die Gemeinden werden zu einem evangeliumsgemäßen Kurs ermuntert.

Seit der Reformation gehört das Instrument der Visitation zu den konstitutiven Bestandteilen kirchenleitender Tätigkeit. In dieser Umbruchszeit war es bitter nötig, die einzelnen Gemeinden, ihre Amtsträger und ihre Einrichtungen, z.B. Schulen, zu besuchen, an den Gottesdiensten teilzunehmen und sich so ein Bild zu verschaffen, ob die Reformation wirklich Fuß gefasst und zu einer wahrhaft evangelischen Gemeinde mit entsprechender Verkündigung geführt hat.

Bis zum heutigen Tag gehören Visitationen in mehrjährigen Abständen zu den selbstverständlichen Rhythmen einer Kirchengemeinde. Diese wird vom Superintendenten bzw. Dekan und einem Gremium des Kirchenkreises besucht. Dabei wird der Zustand der Gemeinde in Augenschein genommen. Leider hat es dabei häufig mit messbaren Fakten sein Bewenden, die auf Fragebögen, und oft noch durch Ankreuzen, abgehandelt werden. Die tieferen Fragen der Gemeindegemeinschaft, aber auch der Situation des bzw. der Hauptamtlichen und deren Dienste kommen darüber meist zu kurz.

2.4.1. Verbands- und Gemeinschaftsvorstand

In der Gemeinschaftsbewegung kennen wir das Instrument der Visitation in dieser Form nicht. Aber wir sollten einmal darüber nachdenken, ob es nicht sinnvoll sein könnte, das auch unter uns anzuwenden. Dabei geht es nicht um Kontrolle, sondern um geschwisterliches Begleiten der Gemeinde und ihrer verantwortlichen Personen vor Ort⁶.

Ich freue mich darüber, dass es diesbezügliche Ansätze unter uns gibt. Manche Inspektoren führen mit ihren Predigern jährliche Arbeitsgespräche durch, um sich über die Situation des Predigers und seiner Familie, aber auch über die Lage der Gemeinschaft vor Ort zu erkundigen. Dabei werden

⁵ visitare = besuchen

⁶ Das diesbezügliche Bonmot dürfte bekannt sein: Wenn bei der jung verheirateten Frau die Mutter vorbeikommt, ist das ein Besuch. Kommt die Schwiegermutter, handelt es sich um eine Visitation.

häufig auch Zielabsprachen vereinbart, auf die dann beim nächsten Treffen zurückgegriffen wird. Dieses Instrument scheint mir ausbaufähig zu sein. So könnte ein Verbandsvorstand in regelmäßigen Abständen die Bezirke aufsuchen und das Gespräch mit den Verantwortlichen führen.

Diese Gespräche sollten anhand einer Agenda geführt werden, die man sich zu diesem Zwecke gibt und die eine gewisse Vergleichbarkeit ermöglicht. Im Gespräch eines Verbandsvorstandes mit dem Vorstand des Bezirkes werden neben den Fragen der geistlichen und quantitativen Entwicklung auch solche eine gewichtige Rolle spielen, die die finanzielle, strukturelle und bauliche Entwicklung betreffen. Insgesamt geht es darum, dass die übergeordnete Ebene der anderen dient. So erweist sich Gemeinschaftsarbeit als ein Netzwerk wechselseitiger Kenntnisnahme und Fürsorge.

Dabei halte ich es für unerlässlich, dass die visitierenden Personen sich nicht nur wochentags bei Sitzungen einen Eindruck verschaffen, sondern auch an den Veranstaltungen des Wochenendes teilnehmen, die Verkündigung hören und die Gestaltung des Gottesdienstes bzw. der Gemeinschaftsstunde miterleben.

2.4.2. Inspektor und Prediger

Das visitierende Gespräch des Inspektors mit dem Prediger sollte mehr sein als ein gemütlicher Plausch. Die familiäre Situation wird zur Sprache kommen. Vor allem aber die Frage, wie es dem Prediger wirklich ergeht und wie er seine gegenwärtige Lage einschätzt – beruflich wie privat. Das Schwergewicht des/der Gespräche/s sollte um die Fragen seines Dienstes kreisen, so u.a. um diese:

- Wie und mit welchen Hilfsmitteln bereitet sich der Prediger auf seine Verkündigung vor?
- Arbeitet er die Predigt wörtlich aus oder geht er anders vor? Welche Erfahrungen macht er dabei? Wie steht es um die Reaktionen auf seine Verkündigung?
- Wie steht es um die qualitative Weiterentwicklung von Gottesdiensten und Gemeinschaftsstunden?
- Wie ist es um das Handling bei Kasualien bestellt?
- Zu welchem theologischen Buch hat der Prediger zuletzt gegriffen – und mit welchem Ertrag?
- Wie ist es um das zeitliche Verhältnis von Arbeit und Freizeit bestellt?
- Welche Gestaltungselemente werden für einen Gottesdienst als grundlegend angesehen, und wie werden sie ausgefüllt?
- Wieviel Hausbesuche werden pro Woche gemacht? Zu welchen Anlässen?
- Was unternimmt der Prediger, um seine ehrenamtlich Mitarbeitenden mit gutem Material für ihre Tätigkeit zu unterstützen?⁷

⁷ In meiner früheren Gemeinde hatte ich für alle Mitarbeiter ein Fach im Pfarrhaus angelegt, in das ich ihnen Material eingesteckt habe, das mir selbst zugesandt wurde, dazu Tipps für Mitarbeiterseminare etc. Als Hauptamtliche sind wir für den Fundus unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verantwortlich. Wir haben ihnen die Quellen zu zeigen, aus denen sie schöpfen

- Was kann der Verband für den Prediger tun, um dessen Arbeit gezielter zu unterstützen?

Wenn durch diese Fragen der Eindruck entstehen sollte, hier würde in irgendeiner Form gegängelt oder bevormundet, dann sollten sich die Betroffenen klarmachen, was unsere ehrenamtlich Mitarbeitenden in ihren Firmen und Ämtern zu leisten haben und welchen Kriterien sie unterworfen sind. Jede Form von Empfindlichkeit ist hier fehl am Platze.

Theo Sorg versteht die Visitation als „permanente geistliche Begleitung“ und als „Weggenossenschaft“⁸. Ihr vorrangiges Ziel liegt darin, die Besuchten zu ermutigen, zu stärken und ihnen womöglich neue Horizonte zu eröffnen, so dass sie sich mit neuer Freude ihrem Dienst widmen können. Manche sind angefochten, weil ihre Verkündigung nicht das Maß an positiver Resonanz bringt, das sie sich erhofft haben. Andere sind müde geworden und haben längst stillschweigend resigniert. Wieder andere sind geistig und/oder geistlich ausgelaugt. Wieder andere reiben sich zwischen den Ansprüchen von Familie und Gemeinde auf. Alles in allem tut sich hier ein weiter Raum für visitierendes Handeln auf. Es wird sich auf alle Beteiligten segensreich auswirken.

Und ganz nebenbei – gleichsam als Abfallprodukt – werden in dieser regelmäßigen, intensiven Form der Begegnung auch solche Brüder und Schwestern entdeckt, die Qualifikationen für Leitungsfunktionen mitbringen und die zu gegebenen Zeitpunkten dafür ins Spiel gebracht werden können.

Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, dass diejenigen, die beispielsweise durch ihr Amt als Inspektoren visitierend handeln sollen, dergleichen so gut wie nie selbst in ihrer Predigerpraxis erlebt haben, geschweige denn, dass sie es lernen konnten. Der diesbezügliche Nachholbedarf an Handlungsfertigkeiten ist deshalb enorm. Indem wir visitierendes Handeln fördern, greifen wir nur etwas auf, was in anderen qualifizierten Berufen völlig selbstverständlich praktiziert wird. Insofern wird unser Anliegen gerade bei den ehrenamtlich Mitarbeitenden, die im Berufsleben ihren Mann oder ihre Frau stehen, auf guten, verständnisvollen Boden fallen.

Zum Nachdenken und Weiterarbeiten:

1. Wie sieht es in meinem Arbeitsbereich mit der Besetzung von Leitungsfunktionen aus?
2. Was unternehmen wir, um die für Leitungsaufgaben in Frage kommenden Personen zu qualifizieren und zu motivieren?
3. Welche Hilfe wird den ehren- und hauptamtlich Mitarbeitenden in meinem Verband bzw. meiner Einrichtung durch das visitierende Handeln zuteil?

sollen. Wer bei uns mitarbeitet, soll sich nicht selbst überlassen bleiben, sondern kann mit unserer Unterstützung rechnen.

⁸ Theo Sorg, Gottesdienst und Predigt. Das geistliche Gespräch zu Gottesdienst und Predigt im Rahmen der Visitation des Pfarramts, in: theologische Beiträge, 07- 4/5, S. 266

3. „Gott Lob, der Sonntag kommt herbei“⁹

So singt die Christenheit. Doch ihre Freude trübt sich ein. Denn der Sonntag ist, christlich betrachtet, zu einem gesellschaftlichen Problem geworden. Dabei sind die gesetzlichen Vorgaben eindeutig. Die Väter der Verfassung haben nach dem unseligen Dritten Reich bewusst auf die christlichen Wurzeln geachtet, die den neuen, demokratischen Staat tragen sollten. Dementsprechend lautet der Artikel 140 im Grundgesetz: „Der Sonntag und die staatlichen anerkannten Feiertage bleiben als Tage der Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung gesetzlich geschützt“.

3.1. Der bröckelnde Sonntagsschutz

Doch dieser Schutz bröckelt. Die bislang geachtete Sonntagskultur wird systematisch abgebaut. „Was in mehr als drei Jahrtausenden gewachsen war, wird innerhalb weniger Jahre verschleudert. Kaufleute, Wirtschaftsmanager und Politiker scharren mit den Hufen, wenn es darum geht, den Sonntag als Verkaufs- und Arbeitstag zu nutzen. Der Eindruck drängt sich auf: Das einzige, was derzeit heilig ist und worauf man sich allgemein verständigen kann, ist das Geld und seine Vermehrung. Dahinter haben alle anderen Gesichtspunkte zurückzustehen“¹⁰. Seitdem das Ladenschlussgesetz verändert worden ist, wird die Anzahl verkaufsoffener Sonntage stetig ausgeweitet. Immer mehr wird immer öfter rund um die Uhr sieben Tage lang angeboten. Die logische Folge: Die Zahl derer, die sonntags arbeiten müssen, wird ständig größer. Die im Grundgesetz geforderte „Arbeitsruhe“ wird kräftig durchlöchert, und die „seelische Erhebung“ wird in Einkaufszentren verlagert.

Doch als christliche Gemeinde haben wir keinen Grund, bei diesem Thema aus dem Fenster zu schauen und mit Fingern auf die zu zeigen, die „Arbeitsruhe“ und „seelische Erhebung“ peu a peu aushebeln. Auch wir stehen in Gefahr, mit dem Gottesgeschenk des Sonntags unachtsam umzugehen:

- So beginnt die EKD-Synode an einem Sonntag. Nach dem Gottesdienst beginnt die Arbeitssitzung mit dem Bericht des Ratsvorsitzenden, dem sich die Aussprache anschließt.
- In manchen unserer Freizeitheime wird in Seminaren am Sonntag genauso intensiv gelehrt und gelernt wie wochentags in der Schule oder an der Universität.
- Gemeinden, die sich vehement gegen jede Ladenöffnung am Sonntag wehren, haben keine Bedenken, selber sonntags Basare zu veranstalten.

Auch im privaten Raum haben wir den Sonntag häufig zum Alltag degradiert. Was im Laufe der Arbeitswoche nicht bewältigt worden ist an Schularbeiten, Aktendurchsicht und Wäschewaschen, kann für den Sonntag liegenbleiben.

⁹ Johann Olearius, Gemeinschaftsliederbuch Nr. 167, EG 162

¹⁰ Präsesbericht 2007, S. 10

Doch wo wir den Sonntag verunstalten und gar zum Werktag erniedrigen, geht von ihm keine Kraft, kein Segen und kein Frieden mehr aus. Wir missachten Gottes Geschenk und werden dabei keineswegs reicher und glücklicher. Auf unserem Treiben ruht kein Segen. Und das nicht nur auf dem privaten Sektor, sondern überall und langfristig. So schreibt Heinrich Spaemann: „Wo immer Christenheit den Sonntag verfallen lässt, geht Christentum unter“¹¹. Wenn diese Prognose auch nur einigermaßen zutreffend sein sollte, steht mit der Art, wie wir mit dem Sonntag umgehen, viel auf dem Spiel.

3.2. Das Gottesgeschenk

Vor mehr als dreitausend Jahren hat Gott seinem Volk Israel einen freien Tag pro Woche gegeben: den Sabbat. Das hat es so in anderen Völkern nicht gegeben. Für das Einsetzen dieses Tages liefert das AT zwei Motive:

3.2.1. Schöpfung

Zunächst wird darauf verwiesen, dass Gott, nachdem er sein sechstägiges Schöpfungswerk vollendet hatte, am siebenten Tag ruhte. Gott hält jedoch nicht erschöpft inne oder gibt sich nach getaner Arbeit der Muße hin. Vielmehr stellt er „ausdrücklich das Zum-Ziel-gekommen-Sein seiner Schöpfung fest. Ihr ist jetzt nichts mehr hinzuzufügen; sie hat ihre Bestimmung und ihre Zuordnung zu Gott, ihrem Schöpfer ... erreicht. Das Ruhen Gottes ist somit ein ‚Feststellungsakt‘, gleichsam eine ‚Rechtfertigung‘ der vorliegenden Schöpfung. Nichts kann jetzt mehr in Frage gestellt noch fundamental geändert werden“¹².

Gott hat diesen Tag besonders gesegnet (1Mo 2,3). Er wurde in Israel zum Tag der Ruhe¹³. Es herrschte totale Arbeitspause, nicht nur für die Israeliten, sondern auch für die „Fremdlinge“, ja sogar für das Vieh (2Mo 20,10). Übrigens sollte auch Gott am Sabbat seine Ruhe haben. Um die nicht zu stören, wurde zur Zeit Jesu von den besonders Frommen am Sabbat kein Bittgebet gesprochen.

3.2.2. Erlösung

Die Israeliten sollten sich an diesem Tag an den Auszug aus der Knechtschaft Ägyptens erinnern, Auf wunderbare Weise hatte Gott sein Volk gerettet. Das darf nicht mehr vergessen werden. Deshalb der Sabbat, ein Tag der Erlösung und Befreiung (5Mo 5,15).

Konsequenterweise bildete sich in vorneutestamentlicher Zeit der Ritus der Sabbatfeier aus. Erinnerung und Freude waren dabei die wesentlichen Elemente. Bereits am Vorabend wurde der Beginn des Sabbats durch ein Posaunensignal angezeigt. In der häuslichen Feier sprach der Hausvater „vor der festlich gekleideten Hausgemeinde einen Segen über zwei Weinbe-

¹¹ zitiert bei Christoph Joest, *Aus Gotte Fülle leben. Den Sonntag feiern*, Gießen 2003, S. 8

¹² Dieter Schneider, Artikel „Sabbat“, in: *Das große Bibellexikon Band 3*, Wuppertal und Gießen, S. 1312

¹³ Das dem Substantiv zugrundeliegende Verb bedeutet so viel wie „ausruhen“, „beenden“, „ruhen“

cher, aus denen man trank. Am nächsten Morgen war im Tempel eine besondere Opferfeier, überall auf dem Lande und in der Diaspora fanden Synagogengottesdienste statt¹⁴, an denen sich später auch Jesus „nach seiner Gewohnheit“ beteiligte (Lk 4,16). Ihm und seinen Jüngern war die Feier des Sabbats selbstverständlich.

Die immer wieder erfolgte Abkehr von Gott zeigte sich in der Geschichte des Gottesvolkes auch darin, dass der Sabbat und die Sabbatfeiern im Tempel zugunsten von Handel und Wandel vernachlässigt wurden (u.a. Jer 17, 19-27). Das geschäftige Treiben entehrte den Sabbat und verachtete das Geschenk Gottes an sein Volk. So klagt Amos seine Zeitgenossen an: "Ihr sprecht, wann wird der Sabbat ein Ende haben, damit wir Korn anbieten und das Maß verringern und den Preis steigern und die Waage fälschen können?" (Am 8,5f). Schon damals war das Motto verhängnisvoll: Heraus aus dem Ruhetag, um Geschäfte zu machen und das Einkommen zu steigern. Der Rubel muss rollen.

3.2.3. Probleme und Konflikte

Aus den beiden begründenden Quellflüssen speist sich der Strom des Gebotes: „Gedenke des Sabbattages, dass du ihn heiligst“ (2Mo 20,8). Der Sabbat ist „Sabbat des HERRN“ (2Mo 20,10). Er ist somit Gottes Tag, nicht Tag der Menschen. Deshalb soll er „geheiligt“ werden. Das Geheiligte gehört Gott allein. Es ist keine Verfügungsmasse der Menschen.

Die Arbeitstätigkeit erstreckt sich auf die vorausgehenden Wochentage (2Mo 20,9). Aber bald wurde der Tag für spitzfindige Fromme zum Problem. Was ist Ruhe? Was darf getan, was muss unterlassen werden? Um das zu regeln, kam eine Vorschrift zur anderen¹⁵. Aus der Wohltat war eine Plage geworden, aus dem Tag der erinnernden Freude ein bedrückendes Gefängnis.

Der jüdische Philosoph Philo von Alexandrien beschreibt: „Denn nicht ein Reis, nicht einen Zweig, ja nicht einmal ein Blatt abzuschneiden oder irgendeine Frucht zu pflücken ist erlaubt“¹⁶. Spitzfindige Leute konnten ellenlang über die Frage diskutieren: Darf man das Ei essen, das eine Henne am Sabbat gelegt hat? Immerhin: Das Tier hatte zweifelsfrei gearbeitet. Das war ja auch dem Vieh untersagt. Darf man nun ein solches Ei guten Gewissens zu sich nehmen oder nicht? Über solche Fragen konnte man sich in die Haare kriegen. Kein Wunder, dass diese kasuistische Haltung permanente Konflikte produzierte. – In diese Gemengelage tritt Jesus ein¹⁷.

¹⁴ ebd, S. 1312

¹⁵ Am Ende waren es mehr als 1.500 Ge- und Verbote, die präzise beachtet sein wollten. Eine Forderung kam zur anderen.

¹⁶ bei Joachim Gnilka, Das Evangelium nach Markus II/1, Zürich, Neukirchen-Vluyn 1978 (Beleg dort): siehe zur jüdischen Sabbatordnung auch den entsprechenden Exkurs bei Walter Grundmann, Das Evangelium nach Markus, Berlin 1971⁵, S. 67-69

¹⁷ Wie der Sabbat im heutigen Staat Israel gefeiert wird und welche Probleme sich dabei ergeben, siehe bei Krista und Johannes Gerloff, Der Alltag fängt am Sonntag an, Holzgerlingen 2006, S. 21-23 u.ö.

3.2.4. Jesus und der Sabbat

Jesus hebt Gottes Ordnung nicht aus, aber er kann sie aus guten Gründen durchbrechen (Mk 2,23-28). Denn Jesus hat, wie auch in anderen Fällen¹⁸, die ursprünglichen Gedanken vor Augen, die Gott mit dem Sabbatgebot verknüpft hat. Auch dieses Gebot will dem Menschen dienen, ihm zu einem erfüllten Leben verhelfen und das Miteinanderleben verträglich regeln. Gottes Ordnungen tun dem Gutes, der sie beachtet.

Doch von diesen göttlichen Segensabsichten hat sich die Praxis der Pharisäer und Schriftgelehrten weit entfernt. Ihre Sabbatregelungen unterdrücken den Menschen. Sie unterwerfen ihn dem Sabbat. Hier ist der Mensch um des Sabbats willen da, als wäre der Sabbat das Höchste und Größte, dem alles andere untergeordnet werden müsste! So wird dieser Tag zur Last, die sich auf Menschen legt. Sie bedrückt und engt ein. Von Freude keine Spur. Überall lauern fromme Fußangeln. Eine Verwarnung war das Mindeste, was man damals beim Übertreten zu erwarten hatte. Wer sich böswillig dennoch versündigte, dem drohte die Steinigung. So hart waren die Sitten.

Doch Jesus rückt die ursprüngliche und lebensdienliche Absicht Gottes ins Blickfeld. Er tut das mit einem Verweis auf seine Person: „So ist der Menschensohn ein Herr auch über den Sabbat“ (Mk 2,28). Von Jesus also, seinem Reden und Verhalten her bestimmt sich die angemessene Sabbatpraxis. Weil der Sabbat dem von Gott geschenkten Leben dienen will, darf an diesem Tag alles unternommen werden, was hilft, Leben zu heilen und zu fördern. Davon berichten die zahlreichen Zeichenhandlungen und Streitgespräche (siehe u.a. Mk 2,22f; Lk 13,10ff), deren Quintessenz deutlich ist: „Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen“ (Mk 2,27). Für Jesus ist es „absurd, ausgerechnet am Sabbat, am Tag der Feier des Schöpfungswerkes Gottes, bedrohtes menschliches Leben dem Verderben zu überlassen. Jesus lehnt also nicht das Sabbatgebot selbst ab. Er führt es aber auf seinen ursprünglichen Sinn zurück und bricht es so aus unmenschlich gewordener Verkrustung heraus“¹⁹. Helmut Gollwitzer sieht in der Heilung Jesu am Sabbat Jesu den „ganze(n) Inhalt des Evangeliums ausgedrückt: die Überordnung der Barmherzigkeit über das Gesetz“²⁰.

3.3. Vom Sabbat zum Sonntag

Das Befolgen des Sabbatgebotes war nicht nur für Jesus, sondern auch für die späteren Apostel (siehe Apg 13,14.42; 17,2) sowie für die christliche Gemeinde in ihren Anfängen selbstverständlich. Man suchte den Synagogengottesdienst auf (Apg 16,13). Aber die pharisäisch geprägte, rigorose Praxis machte es leicht, den Sabbat zugunsten des Sonntags zu vernachlässigen. So relativiert Paulus die Streit auslösende strikte Befolgung des einen oder anderen Tages (Röm 14,5; Kol 2,16f). Nach und nach rückte für die

¹⁸ siehe die Antithesen der Bergpredigt (Mt 5,21-48)

¹⁹ Helmut Burkhardt, Ethik, Teil 2, Erster Teil, Das gute Handeln, Gießen 2003S. 73

²⁰ Helmut Gollwitzer, Die Freude Gottes, Berlin o.J., S. 160. „Gott .. sieht den wirklichen Menschen. Kein Ort und kein Tag ist ihm zu heilig, sich um seine Not zu kümmern. Alle Gesetze, die er gibt, hindern nicht seine Barmherzigkeit, sondern dienen ihr“ (ebd, S. 161).

Christen der Feiertag vom letzten auf den ersten Tag der Woche (Apg 20,7). Schließlich war der Sonntag der Tag der Auferstehung von Jesus Christus (Mk 16,2). Die „eigentliche Wurzel“ des christlichen Sonntags liegt nicht im jüdischen Sabbat, „sondern in der Feier der Auferstehung Jesu und des neuen Lebens, das in ihm begonnen hat und auf das wir voll Hoffnung für die ganze Welt warten“²¹.

Am Sonntag traf man sich zum Gottesdienst (siehe u.a. Apg 20,7-12; 1Kor 16,2; Offb 1,10). „Alle Zeugnisse weisen darauf hin, dass die Loslösung vom Sabbat bereits in der judenchristlichen Gemeinde begann“²². Im 2. Jahrhundert hatte sich die Praxis des Sonntags in den christlichen Gemeinden durchgesetzt. Der Gedenktag der Auferstehung Jesu bestimmte fortan den Wochenrhythmus.

Hierbei ist auch zu berücksichtigen, dass die frühen christlichen Gemeinden ein *corpus permixtum* darstellten:

- Judenchristen aus Israel, die eine strenge Sabbatpraxis gewohnt waren;
- Judenchristen aus der hellenistischen Welt, bei denen es durchaus laxer zugehen konnte;
- Heidenchristen, denen in ihrer ursprünglichen Tradition ein wöchentlicher Feiertag unbekannt war.

Diese gemischte Zusammensetzung begünstigte die Festlegung auf den Sonntag. Es wird uns nirgends berichtet, dass es hier nennenswerte innerchristliche Diskussionen gegeben hätte. Der Sonntag war Konsens. Am ersten Tag der Woche, am „Tag des Herrn“ trafen sich die Christen morgens zum Wortgottesdienst und am Abend zu einem Mahl, das mit dem „Herrenmahl“ verbunden war. So jedenfalls vermeldet es im Jahr 112 der römische Konsul Plinius der Jüngere aus dem kleinasiatischen Pontus und Bithynien in einem Brief an den Kaiser Trajan.

Eine arbeitsfreie Gestaltung des Sonntags ist nirgends belegt. Immerhin mussten sich die Christen den Gepflogenheiten ihrer Umwelt anpassen. Der Sonntag war für sie somit kein Ruhe-, sondern Arbeitstag, an dem man vor und nach getaner Arbeit in der Gemeinde zusammenkam. Ansonsten ging man den üblichen Geschäften nach.

Am 3. März des Jahres 321 erklärte Kaiser Konstantin I. im Zuge der allgemeinen religiösen Wende zugunsten des Christlichen den Sonntag zum allgemeinen Feiertag. An ihm waren für Richter, Gewerbetreibende und für die Stadtbevölkerung die meisten Arbeiten und Amtsgeschäfte untersagt. Urteile durften nicht vollstreckt werden. Die Feldarbeiten hingegen waren, wohl wegen ihrer Wetterabhängigkeit, vom Verbot ausgenommen. Die Sonntagsruhe war somit für das Gros der Bevölkerung staatlich verordnet.

Die Kirche sah sich nun genötigt, den Sonntag christlich mit angemessenen Inhalten zu füllen. Sie tat das, indem sie zunehmend auf das Sabbatgebot aus dem AT zurückgriff und dessen „Heiligung“ auf den Sonntag übertrug. Sabbat und Sonntag wurden, was die Gestaltung betrifft, *de facto* einander gleichgesetzt, was sich auch in der kirchlichen Gesetzgebung nieder-

²¹ Christoph Joest, aaO, S. 29

²² Kurt Hutten, Seher, Grübler, Enthusiasten, Stuttgart 1982¹², S. 60

schlug, die in den Synoden von Orleans (538) und Macon (585) beschlossen wurde, einschließlich der Strafen, die Übertreter zu gewärtigen hatten. Es kam zu einer detaillierten, straffen Sonntagskasuistik.

Die Reformatoren stimmen darin überein, dass „sie einerseits die Bindekraft des Sabbatgebotes für Christen bestreiten, andererseits am Sonntag als .. überliefertem Gottesdienst- und Ruhetag festhalten“²³. Der Straßburger Reformator Martin Bucer (1491-1551) war der Ansicht, Christen sollten bei der Einhaltung des Sabbatgebotes die jüdische Praxis an Konsequenz überbieten. Er forderte ein diesbezügliches Gesetz mit strengen Strafen. Im angelsächsischen Raum wurde dieses Verständnis unter dem Einfluss puritanischer Strömungen wirksam, und es kam zu einem absoluten Verbot von Arbeit, Handel, Verkehr und Vergnügungen aller Art²⁴.

Im 19. Jahrhundert wurde in Deutschland infolge der Industrialisierung die Arbeit am Sonntag zu einer Selbstverständlichkeit. Die überkommene Sonntagsruhe wurde im Interesse einer boomenden Wirtschaft permanent ausgehöhlt. Erst staatliche Regelungen zum Sonntagsschutz (1891) boten dem Einhalt. Hierbei spielte die soziale Frage, die vor allem durch Theologen wie Adolf Stöcker (1835-1909) Johann Hinrich Wichern (1808-1881) aufgeworfen wurde, eine motivierende Rolle. Der geplagten Arbeiterschaft sollte – analog den Sklaven im AT – ein wöchentlicher Ruhetag zukommen.

Mittlerweile haben „veränderte Freizeit- und Konsumgewohnheiten, vor allem aber der wirtschaftliche Globalisierungsdruck .. zur Folge, dass zur Zeit der Sonntag in immer mehr gesellschaftlichen Bereichen seine Bedeutung als wöchentlicher Feiertag zunehmend einbüßt“²⁵. Auch das Freizeitverhalten am Wochenende beeinträchtigt die prägende Rolle des Sonntags. Von dieser Entwicklung sind auch die Kirchen und der Besuch ihrer Gottesdienste betroffen.

3.4. Heute den Feiertag heiligen

Der Sonntag ist für uns der erste und wichtigste Tag der Woche, auch wenn ihn die Kalendermacher mittlerweile auf den letzten Platz geschoben haben. Für Christen steht der Sonntag der Arbeitswoche voran. Und das aus mehreren Gründen:

- Gott gönnt uns einen Tag des Erinnerns an das, was er für uns getan hat und täglich tut.
- Der Sonntag ist Gottes Antistressmaßnahme für uns. Er legt uns den Sonntag dringlich ans Herz: Vor dem „Tun“ steht das „Las-

²³ Karl-Heinrich Bieritz, Artikel „Sonntag“ in RGG⁴, Tübingen 2004, Band 7, Sp. 1446. Auch Johannes „Calvins ‚Genfer Katechismus‘ ist überzeugt: „Für den christlichen Sonntag gelten nicht dieselben Regeln wie für den jüdischen Sabbat“. Das jüdische Zeremonialgesetz ist durch Jesus Christus aufgehoben (siehe bei Jan Rohls, *Der Prozeß der Zivilisation und der Geist des Protestantismus*, in: *Die Manieren und der Protestantismus*, Hannover 2004).

²⁴ Die „Puritaner wollten das Verhalten am Sonntag minutiös geregelt sehen. Am Sonntag sollte sich der Christ nach einem frühen Aufstehen und der Erforschung des Gewissens in den Gottesdienst begeben, um anschließend den Rest des Tages mit erbaulicher Lektüre und geistlichen Gesprächen zu verbringen. Weder durfte er am Sonntag seinen Beruf ausüben noch Spiele oder Sport betreiben. Damit gerieten die Puritaner in Konflikt mit der herrschenden Sonntagskultur in England, die durch Wettkämpfe, Umzüge, Spiele, Tanz und Theater gekennzeichnet war“ (Jan Rohls, aaO, S. 83).

²⁵ Karl-Heinrich Bieritz, aaO, Sp. 1447

sen“²⁶, vor dem Anspannen das Entspannen, vor dem Gehorchen das Hören, vor dem Heiligen das Geheiligtwerden durch Gott.

- Und nicht zuletzt stiftet der Sonntag Hoffnung durch seinen eschatologischen Aspekt²⁷.

Um die genannten Motive im wöchentlichen Turnus einzuprägen und zu feiern, gehört das Wort Gottes am Sonntag ins Zentrum. Vor allem dieses Wort gibt dem Tag sein unverwechselbares Gepräge. Martin Luther (1483-1546): „... Gottes Wort ist der Schatz, der alle Dinge heilig machet, dadurch sie selbst, die Heiligen alle, geheiligt worden sind“²⁸.

Was „geheiligt“ wird, gehört Gott. Das weiß vor allem das AT. Im alten Israel wurden „Erstlinge“ in den Tempel gebracht und Gott geheiligt. Damit waren die erstgeborenen Menschen und Tiere gemeint (2Mo 13,2), aber auch die zuerst geernteten Früchte (2Mo 23,16). Die Erstlinge wurden Gott übergeben und geweiht. Sie gehörten nun ihm. Sie standen als Repräsentanten für alles Kommende: die nachfolgenden Kinder und Tiere, die weitere Ernte. Diese Praxis greift der Apostel Paulus auf, um die Konsequenz der Auferstehung Jesu für den Christen zu unterstreichen (1Kor 15,20). Wer den Sonntag „heiligt“, schenkt ihn Gott, denn ihm gehört er. „Der Sonntag ist sozusagen der ‚Erstling‘ der Woche. Mit ihm haben wir die ganze Woche unter Gottes Segen gestellt“²⁹.

3.4.1. Reformatorische Akzente bedenken

Martin Luther betont in der Auslegung des dritten Gebotes im Kleinen Katechismus: "Wir sollen Gott fürchten und lieben, dass wir die Predigt und sein Wort nicht verachten, sondern dasselbe heilig halten, gerne hören und lernen"³⁰. In seinem Großen Katechismus formuliert er: „Wenn man fragt, was das heißt: ‚Du sollst den Feiertag heiligen‘? so antworte: ‚den Feiertag heiligen heißt so viel als heilig halten‘. Was ist denn heilig halten? Nichts anders als heilige Worte, Werke und Leben führen.. Denn der Tag bedarf für sich selbst keines Heiligens, denn er ist an sich selbst heilig geschaffen; Gott will aber, dass er Dir heilig sei. Also wird er Deinetwillen heilig und unheilig, so du heilige oder unheilige Dinge an ihm treibest. Wie geht nun solches Heiligen zu? Nicht so, dass man hinter dem Ofen sitze und keine grobe Arbeit tue oder einen Kranz aufsetze und seine besten Kleider anziehe, sondern (wie gesagt) dass man Gottes Wort treibe und sich darin übe... Denn das Wort Gottes ist das Heiligtum über alle Heiligtümer, ja das einzige, was wir Christen wissen und haben“³¹.

²⁶ Hartmann Schenck, Gemeinschaftsliederbuch Nr. 737, EG 163

²⁷ siehe unter 3.4.2.

²⁸ Der Große Katechismus, in: Luther Deutsch, Stuttgart / Göttingen 1961³, S.35

²⁹ Christoph Joest, aaO, S. 31 (Hervorhebung dort)

³⁰ Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche, Göttingen 1967⁶, S. 508

³¹ Der Große Katechismus, aaO, S.34f. Weiter Martin Luther: „Der Feiertag ist ein Gesetz, nicht zum Müßiggang noch zu fleischlichen Wohlleben, sondern damit er von uns geheiligt werden solle.. Durch unsere Werke aber wird er nicht geheiligt, *das* kann allein Gottes Wort, denn dieses ist ganz rein und heilig.. darum erkenne ich hierin, dass ich am Feiertage vor allem Gottes Wort hören und bedenken, danach im selben Wort danken, Gott für seine Wohltaten

Damit setzt Martin Luther eindeutige Akzente: Im Mittelpunkt des Sonntags steht das Wort Gottes, um das sich die Gemeinde im Gottesdienst schart. Martin Luther erhebt die Predigt, das Heilige Abendmahl und die Gemeinschaft zu konstitutiven Elementen der Sonntagsgestaltung. Das Thema „Sonntagsruhe“ wird in die zweite Reihe gerückt.

Ähnlich versteht das auch der Heidelberger Katechismus, wenn er fragt (Frage 103): „Was will Gott im vierten Gebot?“³² Die Antwort: „Gott will erstlich, dass das Predigtamt und Schulen erhalten werden und ich, sonderlich am Feiertag, zu der Gemeinde Gottes fleißig komme, das Wort Gottes zu lernen, die heiligen Sakramente zu gebrauchen, den Herrn öffentlich anzurufen und das christliche Almosen zu geben. Zum andern, dass ich alle Tage meines Lebens von meinen bösen Werken feiere³³, den Herrn durch seinen Geist in mir wirken lasse und also den ewigen Sabbat in diesem Leben anfangen“³⁴.

Auch hier dominiert das unsichtbare und sichtbare Wort Gottes (Predigt und Sakrament) die Gestaltung des Sonntags. Der heiligt den Feiertag, der sich diesem Wort aussetzt und davon prägen lässt. Nicht ein Tabukatalog mit zu unterlassenden Tätigkeiten charakterisiert den Sonntag als Gottes Tag, sondern die Betonung auf das Hören und Feiern des göttlichen Wortes in der Gemeinde. Der Sonntag symbolisiert in wöchentlicher Abfolge, dass sich der Wert des Menschen nicht von seiner (Arbeits-)Leistung her definiert, sondern aus seiner Würde, die ihm von Gott „ohn alle mein Verdienst und Würdigkeit“³⁵ beigelegt ist. Am Sonntag vernehmen wir Gottes Zuspruch, der unser Leben wert-voll macht.

3.4.2. Auf die ewige Ruhe freuen

Der Sonntag erinnert uns auch an die Ruhe, die einmal auf uns wartet. Wir blicken dorthin, wo Gott seine Welt vollenden und wo er seiner Gemeinde eine letzte, totale Ruhe schaffen wird: "Es ist noch eine Ruhe vorhanden für das Volk Gottes" (Hebr 4,9). Der Sonntag lenkt unsere Gedanken zu diesem ewigen Ziel. Wir schauen zur neuen Welt Gottes, in die unser Leben einmal einmünden soll. Am Sonntag tanken wir auf: Wir bekommen Treibstoff für den Weg, wir gewinnen Mut und gehen mit dem auferstandenen Herrn in die neue Woche. So ist jeder Sonntag ein kleines Stück vorweggenommene Ewigkeit. Er hält die Hoffnungsglut lebendig.

3.4.3. Den Feiertag gestalten

Weil der Sonntag Gott gehört, ziemt es sich für Christen, den Tag in Gottes Sinn zu begehen. Damit kommen wir nicht nur den Maßgaben Gottes

loben und für mich und alle Welt beten solle. Wer sich am Feiertag so verhält, der heiligt den Feiertag. Wer's nicht tut, der tut ärger als die, die am Feiertag arbeiten" (Quelle unbekannt).

³² reformierte Zählweise

³³ „feiern“ im Sinne von „ablassen“

³⁴ Heidelberger Katechismus, Neubearbeitung der Jubiläumsausgabe 1963, , Detmold und Leer 1979 und 1984, S. 53

³⁵ Aus Martin Luthers Erklärung zum zweiten Glaubensartikel, in: Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche, aaO, S. 511

nach, sondern erfahren dabei auch den lebensdienlichen Aspekt der Gebote Gottes.

Gottes Feiertagsgebot ist ebenso gewichtig wie die anderen Gebote. Es hat denselben Rang und Wert. Wie wir es mit dem Sonntag halten, ist somit nicht in unser Belieben gestellt. Verunstalten wir den Sonntag, tun wir Gott weh, weil wir seine Fürsorge verachten. Und wir schädigen uns langfristig selbst, denn es tut nicht gut, Gottes Gebote zu vernachlässigen.

"Du sollst den Feiertag heiligen", das heißt: für Gott freihalten. Gott beansprucht ihn. Es ist nicht primär unser Tag, sondern vor allem Gottes Tag. Das bedeutet praktisch: Die Arbeit ruht, soweit das möglich und verträglich ist. Davon ausgenommen ist nur das, was zur Lebenserhaltung und Lebensrettung nötig ist und nicht aufgeschoben werden kann. So war das bereits im AT und zur Zeit Jesu (Lk 14,5 u.ö.). Natürlich muss es auch am Sonntag ärztlichen Notdienst geben. Der Strom muss fließen. Gäste wollen versorgt sein. Schweine und Hamster müssen gefüttert werden.

Aber was am Montag oder Mittwoch genauso getan werden könnte, soll am Sonntag keinen Platz haben. Wir können uns das leisten, weil Gott uns diesen Tag gönnt. Ärzte und Psychologen bescheinigen, dass die Bibel einen gesunden Lebensrhythmus beschreibt: sechs Tage arbeiten, am siebenten Tag ruhen. „Der Rhythmus von sechs Tagen Arbeit und einem Tag Ruhe entspricht einem von den natürlichen Gegebenheiten bestimmten menschlichen Lebensrhythmus. Dieser Rhythmus relativiert zugleich eine von der Sorge bestimmte rastlose Arbeit des Menschen durch den Hinweis auf die aller menschlichen Arbeit voraufgehende Tätigkeit und sie umfassende schöpferische Arbeit und Fürsorge Gottes“³⁶. Deshalb dient der Sonntag zu unserem Schutz. Gott schützt uns vor den Ansprüchen anderer, aber nicht zuletzt auch vor den eigenen Ansprüchen, mit denen wir uns unter Druck setzen. „Allzu leicht dreht sich das Schwungrad, das wir die ganze Woche über in Bewegung gehalten haben, weiter und reißt uns wieder mit hinein in den Strudel von Beschäftigungen, Pflichten, Sorgen und Aktivitäten. So wichtig diese Dinge auch sind, am Sonntag dürfen sie einmal zur Ruhe kommen“³⁷. Wer es dagegen mit den Menschen nicht gut meint, nimmt ihnen den Feiertag³⁸.

Doch mit dem Ausruhen allein ist's nicht getan. Man kann auch "Zeit totschlagen". Deshalb ist für viele unserer Zeitgenossen der Sonntag ein schrecklicher Tag. „O weh, der Sonntag kommt herbei!“ Man kann mit sich nichts anfangen. Es gähnt einem die eigene Leere an. Das stellt uns vor die Frage: Wie füllen wir den Sonntag? Welchen Inhalt geben wir ihm? Die Reformatoren haben uns ins Stammbuch geschrieben³⁹: Der Tag wird geheiligt, d.h. Gott geweiht, durch das Wort Gottes, dem wir uns aussetzen. Deshalb gehören Gottes Kinder an Gottes Tag in Gottes Haus. Unsere Sonntagskultur braucht diesen Fixpunkt, denn im Gottesdienst berührt Gott un-

³⁶ Helmut Burkhardt, aaO, S. 79

³⁷ Christoph Joest, aaO, S. 35

³⁸ siehe das Volk Israel als Sklaven in Ägypten, aber auch spätere geschichtliche Entwicklungen, u.a. in Deutschland (siehe S. 17) und in der Sowjetunion.

³⁹ siehe unter 3.4.1.

ser Leben. Hier kommt der Himmel zur Erde. Das Loben der „Herrlichkeit“ Gottes, das unser Leben durchzieht (siehe u.a. Eph 12), verdichtet sich am Sonntag.

Darüber hinaus dient der Sonntag zum Atemholen und Ausspannen. Dieser Tag unterliegt keinem Termindruck und keinen bestimmten Zwecken. Wir haben Zeit zu Gesprächen, zum Lesen, zu einem Ausflug, für gute Mahlzeiten, zum Sporttreiben, zum Faulenzen. Vor allem aber zum Miteinander in der Familie und im Freundeskreis. Deshalb ist es nicht damit getan, dass im Zuge vermehrter Sonntagsarbeit ein wöchentlicher Tag als Ersatz für den Sonntag geboten wird. Denn damit beraubt man die Familien, aber auch die Vereine und Gruppen der Möglichkeit des gemeinsamen Erlebens und Gestaltens. Wer das Miteinander fördern will, muss den gemeinsamen Sonntag als Tag für alle kultivieren.

Hier sollten wir als Christen mit gutem Beispiel vorangehen:

- In manchen christlichen Freizeithäusern und Diakonissen-Mutterhäusern wird am Sonntag ein bescheideneres Mittagessen serviert, damit alle Hausangestellten die Gelegenheit haben, den Gottesdienst zu besuchen. Außerdem reduziert sich der Aufwand an Küchentätigkeit.
- In zahlreichen Familien nimmt man sich betont Zeit füreinander und feiert bereits am Vorabend die Ankunft des Sonntags. Mittlerweile gibt es dafür zahlreiche praktische Anregungen⁴⁰.

Wir müssen uns nicht wundern, dass Staat und Geschäftsleute begehrt nach Sonn- und Feiertagen greifen, wenn wir sie nicht mit Leben füllen. Deshalb haben wir das Aufbrechen zu einer neuen Feiertagskultur dringend nötig. Dazu gehört auch, dass wir uns selber so verhalten, dass andere nicht um ihren Sonntag gebracht werden: Keiner muss sein Auto am Sonntag ohne Not waschen oder auftanken. Wir sollten auch jede Art von Sonntagsgeschäften vermeiden: vom Kauf der am Sonntag gebackenen Brötchen angefangen bis hin zum Großeinkauf. Am Sonntag haben wir Besseres zu tun!

3.4.4. Um Kompromisse ringen

Seit jeher gibt es Ausnahmen, in denen die Feiertagsruhe durchbrochen wird. Das war und ist vor allem dort der Fall, wo es um das Leben und seine Rettung geht. Deshalb wird es stets Menschen geben, die am Sonntag ihrer Tätigkeit nachgehen. Insofern ist es unangemessen, die Arbeit am Sonntag grundsätzlich zu verbieten. Andererseits birgt „ein unkritisches Ja ... zweifellos die Gefahr einer weiteren Auslösung unserer Sonntagskultur in sich“⁴¹. Hier haben wir eine behutsame Güterabwägung zu treffen, die nicht für jeden Einzelfall vorweggenommen werden kann. Auf keinen Fall darf jedoch die prinzipielle Sonntagsruhe auf dem Altar des Kommerzes geopfert werden.

Der Stoff für Konflikte bleibt erhalten: Wo ist legitimes Überschreiten geboten? Wo beginnt der Missbrauch? Die Grenze ist fließend, und wir kommen ohne Kompromisse nicht aus. Es wird Situationen geben, in denen

⁴⁰ siehe das Heft: Sonntags – Ideen für das ganze Jahr, Hannover 2007

⁴¹ H. Burkhardt, aaO, S. 80

wir elastisch und schmiegsam um begründete und seltene Ausnahmen ringen, die über das Lebensrettende hinausgehen.

Das Maß für solche Ausnahmen ist Jesus Christus selber, der „Herr über den Sabbat“ (Mk 2,28). Weder der Sabbat noch der Sonntag sind letzte Größen. Feiertage sind etwas Vorläufiges. Sie werden eingerahmt und überboten von Jesus Christus. Er steht darüber. Deshalb legt es sich nahe, im Zweifelsfall zu fragen: Was würde Jesus wohl heute und jetzt tun? Wie würde er sich verhalten? Was ist am Sonntag in seinem Sinn? Sicherlich wird es der Satz aus der Ordensregel der Benediktiner sein: „Dem Gottesdienst ist nichts vorzuziehen“. Sollte es uns einmal zeitlich unmöglich sein, den Gottesdienst bzw. die Gemeinschaftsstunde zu besuchen, dann haben wir zu Hause die Möglichkeit, durch eigene Bibellektüre, aber auch durch Fernseh- und Radiogottesdienste das Wort Gottes zu vernehmen.

Es kann aber auch Situationen geben, wo wir Gebote durchbrechen müssen bzw. können, weil es nicht anders geht:

- Ein Journalist muss am Sonntag dringend einen aktuellen Artikel zu Ende schreiben, weil der am nächsten Tag für die Zeitung gebraucht wird.
- Der Weihnachtsmarkt wird auch an den Adventssonntagen nach der Gottesdienstzeit geöffnet sein.
- Ein Schüler wird am Sonntag noch für eine halbe Stunde in seine Bücher schauen, weil am Montag eine Klassenarbeit ansteht.

Wo es die Notwendigkeit erfordert und eine Sache besonders dringlich ist, muss Freiheit sein. Aber es gilt darauf zu achten, dass das Ausnahmen bleiben, die nicht zum Regelfall entarten. Und wir sollten dabei überlegen, ob unser Verhalten dann nicht auf solche bestätigend wirkt, die am Sonntag keine Hemmungen haben, ihre gewohnten Tätigkeiten durchzuziehen. Um solche Kompromisse gilt es immer wieder zu ringen.

3.4.5. In geistlichen Berufen den Sonntag heiligen

Wie ist es um die bestellt, die von Amts wegen am Sonntag zu tun haben: Prediger und Pfarrer, Jugendreferentinnen und andere? Auch für sie gilt: „Du sollst den Feiertag heiligen“. Sie können anderen nicht predigen, was sie selbst nicht praktizieren. Wie kann dieser Personenkreis, zu dem die meisten von uns gehören, mit diesem Problem umgehen?

Folgende Praktiken sind derzeit im Schwange, so weit ich das überschauen kann:

- „Ein Christ ist immer im Dienst“. Gemäß dieses sattsam bekannten Spruches wird rund um die Woche und rund um die Uhr mehr oder weniger durchgearbeitet. Der Einsatz ist vorbehaltlos, immer und überall. Dass dieses Verfahren geistlich und menschlich ruinös ist, muss nicht betont werden. Kaputtarbeiten ja – aber bitte möglichst langsam und mit Verstand! Der Hannoversche Generalsuperintendent Max Frommel (1830-1890) warnt uns: „Wer sich nicht die nöti-

ge Ruhe gönnt, dem gibt Gott unfreiwillige Ferien, und wer am Sonntag nicht feiert, der kriegt viel Feiertage, die er nicht mag“⁴².

- Wenn schon am Sonntag gearbeitet werden muss, soll wenigstens ein Wochentag von der Arbeit frei bleiben. Das ist jedoch leichter gesagt als getan. Von den Gemeindegliedern wird stillschweigend die ständige Präsenz, wenigstens am Telefon, erwartet. Dringende seelsorgerliche Gespräche und Beerdigungen lassen sich selten verschieben. Außerdem müssen die Familienangehörigen an diesem Tag in die Schule gehen bzw. ihrem Beruf nachgehen, so dass der Ertrag für das Familienleben begrenzt bleibt.
- Der freie Sonntag wird einmal pro Monat genommen. Da hat man predigtfrei und kann den eigenen Gottesdienst bzw. die Gemeinschaftsstunde im Nachbarort besuchen.

Weil der geistliche Beruf kein Beruf wie jeder andere ist, muss von ihm ein hohes Maß an Flexibilität erwartet werden. Das wird in den meisten Fällen bedeuten: Wir als Prediger halten unseren Gottesdienst, vielleicht ein oder zwei pro Sonntag. Den Rest des Tages halten wir uns konsequent frei. Wenn vielleicht noch ein freier Nachmittag in der Woche hinzukommt, den wir zur Lektüre nutzen, zur Gartenarbeit, zum Einkaufen und zum Miteinander in der Familie, dürfte das ausreichend sein. Darüber hinaus wissen wir es zu schätzen, tagsüber oft, z.B. bei den Mahlzeiten, mit der Familie zusammenzusein.

Für mich persönlich heißt das: Am Sonntag zu predigen und mit der Gemeinde Gottesdienst zu feiern, bedeutet für mich Lust und Freude. Ich habe dabei nicht das Gefühl, zur Arbeit zu gehen. Arbeit wäre es für mich, würde ich am Sonntag die Predigt schreiben und Büroarbeit erledigen. Doch am Sonntag bleibt mein Computer kalt.

Als Hauptamtlicher muss ich bei meinem Verhalten bedenken, was die Schwestern und Brüder leisten, die ihrem Beruf nachgehen und dazu ihr Engagement in der Gemeinde draufsatteln. Hier sind alle Signale unsererseits, die als Wehleidigkeit gedeutet werden können, deplaziert.

3.5. Der Feiertag heiligt uns

Nicht Gott ist auf den Sonntag angewiesen, sondern wir. Gottes Ehre und unser Wohl sind sehr eng miteinander verknüpft. Die Art, wie wir mit dem Sonntag umgehen, zeitigt eine eigene Nachhaltigkeit. Das, womit wir umgehen, geht auf Dauer mit uns um. Es wirkt auf uns ein. Es formt uns. Der Feiertag, den wir „heiligen“, wird auf lange Sicht „uns heiligen“ und uns für seinen Dienst tauglicher machen. Indem er unseren auf Pflichterfüllung, Mobilität und Flexibilität getrimmten Alltag entschleunigt, schafft er uns eine wöchentliche Insel des Ruhens und Aufatmens. Körper, Seele und Geist erholen sich und tanken für die Arbeitswoche auf.

Darüber hinaus hilft der geheiligte Sonntag dem Einzelnen zur Entfaltung seines Lebens. Während der Arbeitswoche findet sich jeder in vielfältige Verpflichtungen eingebunden. Am Sonntag ist Raum „für personale

⁴² Hinweis von Jürgen Werth

Zuwendung zum Mitmenschen in Kommunikation, Spiel und zweckfreier gemeinsamer Tätigkeit⁴³. Wo dagegen die frei verfügbare Zeit am Wochenende zum Eintauchen in die kommerzialisierte Freizeitindustrie genutzt wird, gerät der Einzelne leicht in deren Sog und findet sich darin als genormtes Rädchen wieder. Der christlich verstandene Sonntag hingegen will den Einzelnen zu gestalterischer Individualität anregen und so den Menschen zu sich selbst finden lassen.

Wie der nicht geheiligte Sonntag zerstört, erleben Montag für Montag zahlreiche Lehrer und Erzieherinnen. Von vielen wurde mir berichtet: Nach dem Wochenende sind die Kinder am lautesten. Zu Hause haben sie sich ruhig verhalten müssen, weil die Eltern den Sonntag vor dem Fernseher verbracht haben. Nun muss man sich am Montag austoben. Welche Armut an Sonntagsgestaltung, welcher Kulturverlust kommt hier zum Vorschein?! Hier baut der Sonntag nicht auf, sondern er reißt ein und zerstört. Er frustriert und schädigt alle Betroffenen.

Dagegen macht uns das Heiligen des Feiertags reich. Wir gewinnen dadurch persönlich, familiär und nicht zuletzt in den Gemeinden. Auf diese Weise werden wir als Christen zu positiven Vorbildern: So lebt man unter dem lebendigen Gott. Und ein solcher Lebensstil bekommt allen gut. Der gefeierte Sonntag entbindet eine segnende Kraft. Darauf verweist der Psychiater und katholische Theologe Manfred Lütz: „Nicht die Juden haben den Sabbat gehalten, der Sabbat hat die Juden gehalten. Die weltweite Gemeinschaft der Juden, die in ganz unterschiedlichen Kulturen leben mussten, hielt nicht durch ein organisatorisches Band zusammen ..., sondern durch die ehrfürchtige Feier des Sabbats in allen Ländern der Erde. Die verbindliche gemeinsame Gottesdienstfeier macht klar, dass der Glaube an Gott nicht Privatsache ist, und dass Kirche nicht vor allem eine Bürokratie ist, sondern eine sichtbare lebendige wirkliche Gemeinschaft von wirklichen Christen“⁴⁴.

Der gefeierte Sonntag wird zur Kraftquelle für das, was in der Arbeitswoche auf uns wartet. Wir halten den Sonntag, weil der Sonntag uns hält.

3.6. Praktische und aktuelle Konsequenzen

Wir dürfen uns nicht damit begnügen, die schleichende Erosion des Sonntags zu beklagen. Auch nicht damit, auf frühere, vermeintlich bessere Zeiten zu verweisen. Vielmehr muss uns der Gedanke leiten: Was können wir als Gemeinschaftsbewegung unternehmen, um den Sonntag neu zu entdecken, ihn privat und gemeindlich würdig zu begehen und so für eine lebensdienliche Sonntagskultur zu werben? Dieses Werben für den Sonntag wird nur in dem Maße ehrlich und erfolgreich sein, wenn wir uns dabei als erste Adressaten betrachten.

Christlicher Glaube ist uns Herzensangelegenheit, aber keine Privatsache. Deshalb kann auch der Sonntag mit seiner Gestaltung nicht nur etwas Privates sein. Die soziale, gesellschaftliche Dimension ist unübersehbar.

⁴³ H. Burkhardt, aaO, S. 79

⁴⁴ Manfred Lütz, Gott. Eine kleine Geschichte des Größten, München 2007, S. 250

Indem wir als Christen dieses herausstreichen, leisten wir einen Beitrag zu einem besseren Zusammenhalt auf allen gesellschaftlichen Ebenen.

In diesem Zusammenhang sei hier noch auf die zweiten Feiertage unserer Hauptfeste verwiesen, auf die der Staat und die Wirtschaftler in regelmäßigen Abständen gierig ihre Augen werfen. Nachdem bereits der Buß- und Betttag als gesamtdeutscher Ruhetag unter die Räder geraten ist, kommt immer wieder die Streichung eines der zweiten Feiertage ins Gespräch. Auch an ihnen soll das Bruttosozialprodukt gemehrt werden! Es ist vor allem die ungewöhnliche Zweckkoalition von Gewerkschaften, Hotel- und Gaststättengewerbe und Kirchen, die hier gegenhält. Doch frommer Protest wird ins Leere laufen, wenn wir diese Feiertage nicht unsererseits mit guten Inhalten füllen.

Dass das derzeit nicht der Fall ist, belegen die kirchlichen Nachrichten in den Zeitungen. Diese fallen an den zweiten Feiertagen in aller Regel sehr dürftig aus. In vielen Orten finden keine Gottesdienste und Gemeinschaftsstunden statt. Diese Leerstellen wecken die oben genannten Begehrlichkeiten. Wir sollten überlegen, wie wir die zweiten Feiertage in sinnvoller Weise nutzen können. Das, was wir feiern, ist es allemal wert! Dabei könnte das Veranstaltungsangebot am zweiten Feiertag gegenüber dem ersten Feiertag etwas Alternatives sein, z.B. eine Veranstaltung am Abend, damit auch solche etwas vom Segen des Festes mitbekommen, die die Feiertage über unterwegs gewesen sind.

3.6.1. Die doppelte Frontstellung

Ich sehe uns hinsichtlich des Sonntags von zwei gegensätzlichen Seiten herausgefordert, wobei die erste sicherlich die dringlichere ist:

3.6.1.1. lax

Mit dem Sonntag und dem Gottesdienst wird lässig umgegangen. Gottfried Voigt bekennt selbstkritisch: „Wir .. haben lange genug der Gemeinde eine falsch verstandene christliche Freiheit gepredigt, und sie hat uns gerade das, was daran falsch war, gelehrig und willig abgenommen“⁴⁵. Salopp gesprochen: „Die Katholiken müssen am Sonntag zum Gottesdienst gehen, wir als Protestanten brauchen das nicht“. Dieser pseudoevangelische Schlendrian wurde geradezu als ein Akt reformatorischer Freiheit verklärt. Doch diese falsch verstandenen Freizügigkeit war ein Schnitt ins eigene Fleisch.

3.6.1.2. skrupulös

Daneben gibt es vor allem im evangelikalen Raum eine strenge, ja geradezu skrupulöse Haltung, den Sonntag zu begehen. Es sind vor allem ältere Christen, die den Sonntag in einer gesetzlichen Weise verstehen und die sich bedacht mühen, den Tag um jeden Preis von allem weltlichen Treiben, wie sie es nennen, fernzuhalten. Jeder Handgriff wird zum Problem, könnte er doch das Ruhen der Arbeit am Sonntag zunichte machen.

⁴⁵ Gottfried Voigt, Die bessere Gerechtigkeit, Göttingen 1982, S. 420

3.6.2. EKD-Initiative

Im September des vorigen Jahres hat die EKD eine Kampagne gestartet: „Gott sei Dank, es ist Sonntag“. Ihr liegt eine umfassende Konzeption zugrunde⁴⁶, die durch vielfältiges und fantasiereiches Werbematerial unterstützt wird. Sie zieht bereits jetzt weite Kreise. Durch den Gang der beiden großen Kirchen zum Bundesverfassungsgericht, um dort höchstrichterlich klären zu lassen, wie weit der Sonntag weiter ausgehöhlt werden darf und wo dafür die Grenzen liegen, erhält diese Initiative ein brisantes Gewicht. Die Diskussionen an den einzelnen Orten, wo um die Öffnung von Geschäften am Sonntag gestritten wird, tun ein Übriges, unser Thema am Kochen zu halten. Die im Bundestag vertretenen Parteien beziehen hier durchaus unterschiedliche Positionen.

Dieser EKD-Initiative sollten wir uns als Gemeinschaftsbewegung kräftig anschließen und das Unsere dazu tun, dass sie eine positive Resonanz auslöst.

3.6.3. Thema Sonntag

Ich schlage deshalb in Absprache mit dem Gnadauer Vorstand vor, in allen unseren Gemeinschaften im Herbst dieses Jahres, und zwar am Sonntag, den 26. Oktober 2008, das Thema „Sonntag“ einmal in besonderer Weise herauszustellen. Diesem Sonntag können an den Wochentagen Veranstaltungen für unterschiedliche Zielgruppen zugeordnet sein. Ich bin so frei, einiges aufzulisten, von dem ich überzeugt bin, dass es sich ohne sonderlichen Aufwand realisieren lässt:

- An dem betreffenden Sonntag kreist der Gottesdienst um das Gebot: „Du sollst den Feiertag heiligen“. Predigt, Lieder und andere Gestaltungselemente sind streng darauf bezogen.
- An einzelnen Abenden werden Seminare zum Thema angeboten: AT und NT, Kirchen- und Kulturgeschichte, heutige gesellschaftliche Problematik, positive christliche Gestaltungsmöglichkeiten.
- In Hauskreisen wird das Thema behandelt.
- Auch die Kinder- und Jungschargruppen werden einbezogen.
- Die Jugendarbeiten thematisieren den Sonntag auf eine ihnen angemessene Weise.
- Auf besonderen Veranstaltungen für Eltern werden Anregungen vermittelt, den Sonntag in der Familie zu feiern.

Weil das Thema „Sonntag“ gegenwärtig heftig diskutiert wird, kann eine solche Veranstaltungsabfolge über unsere eigenen Reihen hinaus mit einer aufmerksamen Resonanz rechnen. Wir greifen damit ein aktuelles Thema auf, beleuchten es aus biblischer Sicht und geben Hilfen an die Hand, den Sonntag als einen festlichen Tag zu begehen. Das wird Zuspruch finden. Damit kann man in der Öffentlichkeit werben. Das rückt unsere Gemeinschaften ins Blickfeld.

⁴⁶ siehe Internetauftritt der EKD: www.sonntagsruhe.de.

Bei einem solchen Vorhaben muss man sich nicht auf die örtlichen personellen Bordmittel beschränken, sondern kann auf auswärtige Referenten zurückgreifen.

Diese Initiative wird jedoch ins Leere laufen, wenn sie sich darauf beschränkt, die derzeitigen gesellschaftlichen Missbräuche aufzuzeigen. Sie bedarf vor allem der inhaltlichen Unterfütterung durch das Mühen um eine eigene, beispielgebende Sonntagsgestaltung.

Dabei wäre es ein positives Signal, wenn wir uns als Gemeinschaftsbewegung auf einen Sonntag einigen könnten, an dem wir gemeinsam den Sonntag thematisieren: in allen Verbänden, in allen Diakonissen-Mutterhäusern, in allen sonstigen Einrichtungen, bei denen sonntags ein Gottesdienst stattfindet.

Dabei stehen uns die Materialien zur Verfügung, die von der EKD angeboten werden. Zusätzlich könnten unsere Evangelische Volks- und Schriftenmission Lemgo als auch die Marburger Medien zu diesem Thema Material erstellen (falls das nicht bereits vorhanden ist) und unseren Verbänden anbieten. Es wäre auch denkbar, kurzfristig eine Gnadauer Arbeitsgruppe zusammenzustellen, die einige Vorschläge für das Gestalten der oben genannten Veranstaltungen erarbeitet. Der Sonntag ist es wert, dass wir uns intensiv damit beschäftigen!

Zum Nachdenken und Weiterarbeiten:

4. Was nehme ich wahr, wenn ich die Sonntagskultur in meinem Verantwortungsbereich bedenke?
5. Was muss ich in welchen Schritten unternehmen, um die geplante Sonntagsinitiative in meinem Arbeitsfeld durchzuführen?
6. Wie sieht bei mir persönlich das Heiligen des Sonntags aus?

4. Diskussion zwischen Gottesglaube und Gotteswahn

Dass es so etwas wie Gott als übernatürliche Macht überhaupt geben könnte, wird derzeit vehement bestritten. Mittlerweile hat sich ein herber Atheismus aufgemacht, der keck sein Haupt erhebt. Im Osten Deutschlands waren wir ja dergleichen längst gewohnt. Aber nun greift ein selbstbewusster, argumentativer Atheismus auch auf die alten Bundesländer über, in denen bislang ein eher praktischer Atheismus ohne sonderlichen theoretischen Anspruch zelebriert wurde. In diesem Kreuzzug der neuen Atheisten überschlagen sich deren Bücher und Interviews. Ein Trommelfeuer von geradezu fundamentalistischer Härte und Anmaßung prasselt auf uns Christen herein. Man bezichtigt uns des „Gotteswahns“⁴⁷. „Leidet ein Mensch an einer Wahnvorstellung, so nennt man es Geisteskrankheit. Leiden viele Menschen an einer Wahnvorstellung, dann nennt man es Religion“⁴⁸. Wir

⁴⁷ Richard Dawkins, *Der Gotteswahn*, Berlin 2007³

⁴⁸ ebd., S. 18 (Hervorhebungen dort). Dawkin greift hier auf eine Aussage von Robert M. Pirsig zurück (Beleg dort).

Christen werden als unwissenschaftlich, denkfaul und fortschrittsfeindlich gescholten⁴⁹. „Wie Religion die Welt vergiftet“, meint Christopher Hitchens belegen zu können⁵⁰. Scharfzüngig und schadenfroh werden uns Episoden der Kirchengeschichte unter die Nase gerieben, in denen wir als Christen nachweislich versagt haben.

Wer sich umsieht, so die Logik, die dort waltet, wird doch klaren Sinnes feststellen müssen: Der Kosmos ist aus sich heraus eigenständig entstanden. Dazu hat es keiner lenkenden Kraft und formender Einflüsse von außen bedurft. Wo unsere Sinne nichts vernehmen, kann auch nichts sein. Weil Gott auf naturwissenschaftlichem Weg nicht aufzuspüren ist, kann es ihn nicht geben. Das Credo von Richard Dawkins ist eindeutig. Er stellt die beiden Alternativen vor, die hier im Raum stehen: „Es gibt eine übermenschliche, übernatürliche Intelligenz, die das Universum und alles, was darin ist, einschließlich unserer selbst, absichtlich gestaltet und geschaffen hat“. Dawkins vertritt jedoch die entgegengesetzte Position: „Jede kreative Intelligenz, die ausreichend komplex ist, um irgendetwas zu gestalten, entsteht ausschließlich als Endprodukt eines langen Prozesses der allmählichen Evolution“⁵¹.

Lassen wir uns von solchen Tönen einschüchtern? Ist die Defensive unser Platz? Wie gehen wir mit der angestoßenen Diskussion um und wie bringen wir darin Gott bezeugend und argumentativ ins Spiel? Dazu möchte ich im Folgenden einige Schneisen schlagen, die naturgemäß nur sehr schmal und kurz sein können. Es geht mir vor allem um Argumentationshilfen in der gegenwärtigen Auseinandersetzung. Immerhin steht hier die Wahrheitsfrage auf dem Spiel. Bei der Gottesfrage handelt es sich um den Sockel unserer Theologie und unserer Gemeinschaftsarbeit. Hier fallen die Würfel, ob wir „recht reden“ von Gott (Hi 42,7) oder ob wir uns im Gestrüpp selbstgebastelter Vorstellungen verlaufen und diese dann in unserer Verkündigung als göttliche Wahrheit feilbieten. Dann werden wir an den Menschen schuldig, für die wir eine geistliche Verantwortung tragen.

4.1. Die grundlegende Unterscheidung

In der Diskussion kommen wir nur weiter, wenn wir die unterschiedlichen Kategorien bedenken, in denen wir zu Hause sind und mit deren Hilfe wir die Wirklichkeit zu erfassen suchen. Tun wir das nicht, verwechseln wir ständig – schlicht gesprochen - Äpfel mit Birnen, und es kommt dann zu dem, was wissenschaftlich als Metabasis bezeichnet wird⁵², ein unzulässiger Gedankensprung, ein fehlerhaftes Überwechseln in eine andere Kategorie, was dann den Erkenntnisgegenstand verfehlen muss, da es ihm nicht gerecht wird. Dieser hat bekanntlich die Methode zu bestimmen, mit der wir ihn zu erschließen suchen.

Wir unterscheiden zwei grundlegende Wirklichkeiten:

⁴⁹ „Ich bin ein Gegner der Religion. Sie lehrt uns, damit zufrieden zu sein, dass wir die Welt nicht verstehen“ (ebd, Umschlagseite)

⁵⁰ Der Herr ist kein Hirte, Wie Religion die Welt vergiftet, München 2007³, Umschlagseite

⁵¹ ebd, S. 46 (Hervorhebung dort)

⁵² metabasis eis allo genos (Überspringen in eine andere Kategorie)

4.1.1. Rätsel

Damit bezeichnen wir die vorfindlichen, messbaren und handhabbaren Dinge im Mikro- und Makrokosmos. Sie sind beobachtbar. Wir bemächtigen uns ihrer. Rätsel sind in diesem Sinne kleiner als wir. Wir mühen uns, sie zu durchschauen. Das ist prinzipiell möglich. Denn ein Rätsel ist grundsätzlich lösbar.

Hier bewegen wir uns auf dem Gebiet des Berechenbaren, in dem vor allem die Naturwissenschaften einschließlich der von ihnen ausgehenden Technik zu Hause sind. Sie gehen der Wirklichkeit auf den Grund und fügen eine Entdeckung an die andere. Am Anfang stehen Vermutungen, die neugierig machen. Daraus werden Hypothesen. Anhand von Experimenten werden diese verifiziert oder falsifiziert. Am Ende steht ein Lehrsatz, der zur Basis für weitere Entdeckungen wird. Hier sprechen wir von Beweisen.

Zu der Kategorie des Rätsels gehören auch die Entdeckungen, die im Laufe der Jahrtausende gemacht worden sind. Ob es einzelne Kontinente waren oder der Sternenhimmel – am Anfang stand jedes Mal ein wissbegieriges, wagemutiges Unterfangen, über deren Hypothesen viele Zeitgenossen nur lächeln konnten. Aber dann stand die Gewissheit fest. Oft hat sie sich erst gegen massive Widerstände durchgesetzt.

Gelöste Rätsel bilden das Fundament für unseren Umgang mit der sichtbaren, ergründbaren Wirklichkeit. Sie entzünden keine Neugier mehr. Man hat sie „in der Tasche“. Anders jedoch verhält es sich bei der Kategorie des Geheimnisses.

4.1.2. Geheimnis

Ein Geheimnis durchschauen wir grundsätzlich nicht. Das liegt nicht im geistigen Mangel unsererseits begründet, sondern im Wesen des Geheimnisses selbst. Es befindet sich in einer anderen Dimension als der, die uns mit Hilfe unserer Instrumente zugänglich ist. Daran erinnert u.a. Pred 5,1: „Gott ist im Himmel, und du auf Erden“. Paulus spricht von Gott als dem, „der allein Unsterblichkeit hat, der da wohnt in einem Licht, zu dem niemand kommen kann, den kein Mensch gesehen hat noch sehen kann“ (1Tim 6,16). Er spricht von der „Weisheit Gottes, die im Geheimnis Gottes verborgen ist“ (1Kor 2,7).

Wir umkreisen dieses Geheimnis mit unseren Gedanken. Aber wir können uns seiner nicht bemächtigen. Es ist – anders als das Rätsel – für uns nicht einsichtig und lösbar. Sondern wir sind darauf angewiesen, dass das Geheimnis sich uns öffnet, sich uns offenbart. Geht beim Rätsel die Initiative zur Erkenntnis von uns aus, so sind wir beim Geheimnis passiv: Wir sind Empfangende. Wir sind darauf angewiesen, dass das Geheimnis selbst aktiv wird und sich uns erschließt.

Weil das Geheimnis auf Grund seiner anderen Dimension unseren Zugriffsmöglichkeiten entzogen ist, versagen unsere eingespielten denkerischen und sprachlichen Möglichkeiten. Unser Ausdrucksvermögen vermag lediglich die Welt der Rätsel in Worte zu fassen. Die sind sozusagen „Fleisch von unserem Fleisch“ (1Mo 2,23). Wenn es um Rätsel geht, sind

wir wahrhaft in unserem Element. Das Geheimnis jedoch sprengt den Rahmen des Dinglichen, Beobachtbaren und Formulierbaren. Diese Dimension geht über unser Denk- und Sprachvermögen weit hinaus.

Hier finden wir keine Formeln, auf die die Wirklichkeit exakt gebracht werden könnte, sondern wir umkreisen und umschreiben sie. Wir sprechen vom Geheimnis ebenso sachgemäß wie notgedrungen in Bildern und Vergleichen. Diese sind Versuche, das Unsagbare auszudrücken. Sie sind Hilfskonstrukte, aber der Ebene des Geheimnisses angemessen. Wir kommen hier über ein unzulängliches Stammeln lebenslang nicht hinaus.

4.1.2.1. in der Bibel

So verwendet Jesus, wenn er vom Geheimnis des Reiches Gottes spricht, eine Fülle höchst unterschiedlicher Gleichnisse. Damit umkreist er das Geheimnis des Reiches Gottes und bringt dieses den Zuhörern nahe. Auch vom Geheimnis Gottes redet die Bibel in einer Unzahl von Bildern: Vater, Hirte, Arzt, Burg, Erretter uvam. In ihnen drückt sich aus, was Gott den Menschen bedeutet.

Es verhält sich bei diesen Bildern und Gleichnissen wie mit dem Gehen auf Eisschollen. Zunächst kann man auf einer gut stehen. Aber dann entsteht durch den Druck Wärme, und die Scholle bricht. Dann wird es höchste Zeit, auf eine andere zu wechseln. So auch bei den Bildern, mit denen wir das göttliche Geheimnis auszusagen versuchen: Man darf sich nicht auf eines festlegen, sondern unsere Verkündigung bedarf der Fülle der Bilder, um auch nur einigermaßen dieser exorbitanten Wirklichkeit zu genügen.

Bei der Menschwerdung wie bei der Auferstehung Jesu haben wir es ebenfalls mit Geheimnissen zu tun⁵³. Deren Außenseite nehmen wir wahr, denn das Ostergeheimnis hinterlässt Fußspuren: das leere Grab, erschrockene Frauen, Jünger, deren Angst sich durch den Auferstandenen in Mut verwandelt. Aber der Kern des Ostergeschehens bleibt uns verborgen.

Auch die Erschaffung der Welt stellt kein Rätsel dar, dem wir hinterherrechnen und dessen Existenz wir beweisen könnten, sondern sie ist göttliches Geheimnis. Deshalb sind wir im Gefolge eines reformatorischen Pietismus kritisch gegenüber einem fundamentalistischen Kreationismus, der die biblischen Schöpfungszeugnisse als naturwissenschaftliche Darlegungen versteht. Dabei werden diese gründlich missverstanden, denn wir haben keine Berichte von Zeugen vor uns, die dabei gewesen sind, sondern wir haben es mit retrospektiver Prophetie zu tun. Dazu gehört - wie später im Buch der Offenbarung - eine ausgeprägte Zahlensymbolik, deren Werte sich nicht eins zu eins mathematisch verrechnen lassen. Deshalb bleiben die heftigen Diskussionen unfruchtbar, die derzeit wieder um Evolution und Kreationismus geführt werden. Das Geheimnis der göttlichen Schöpfung wird hier auf die Ebene des Rätsels gezogen und dort verhandelt. Man ver-

⁵³ Für die Welt des Geheimnisses, die sich in diesen Wundern niederschlägt, hat Richard Dawkins keinen Blick. Für ihn gibt es lediglich die Welt des Rätsels. Er verweist auf die Jungfrauengeburt und die Auferweckung des Lazarus: „Auf jede derartige Frage gibt es eine Antwort, ob wir sie in der Praxis finden können oder nicht, und diese Antwort ist ausschließlich naturwissenschaftlicher Art“ (ebd, S. 85).

sucht – und das vergeblich -, die Wahrheit der Heiligen Schrift wissenschaftlich zu beweisen. Dabei wird aus Staunen Berechnen. Aus Hören wird Kalkulieren. Aus Anbeten wird Diskutieren.

Selbstverständlich halten wir an der biblischen Grundaussage fest: Gott hat unsere Welt geschaffen. Sie entstammt seinen Händen. So bezeugt es die Bibel und in ihrem Gefolge auch die christlichen Bekenntnisse. Aber die Umstände dieses Schöpfungsgeschehens liegen im Dunkel des Geheimnisses verborgen. Sie sind uns prinzipiell unzugänglich. Deshalb wenden wir uns auch gegen eine Wissenschaft, die ihre Zuständigkeit überschreitet, indem sie hinsichtlich der Weltentstehung Hypothesen und Theorien zu unumstößlichen, wissenschaftlich gesicherten Tatsachen erhebt. Dagegen wendet sich der Physik-Nobelpreisträger (1998) Robert Laughlin in einem Interview. Auf die Frage, ob es wahr sei, dass das Universum durch einen Urknall entstanden sei, antwortet er: „Das ist Unfug. Viele Leute stellen mir quasireligiöse Fragen... Da kann ich als Physiker nur antworten: Da bin ich kein Experte, ich bin einzig und allein ein Experte in Sachen Experiment und Messung“. Aus diesen Daten wurde das „Urknallszenario, ... eine Theorie“, die letztlich .. nichts als Marketing“ ist⁵⁴.

Dass wir im biblischen Zeugnis auf das unergründliche Geheimnis Gottes stoßen, zeigt sich auch, jedoch in nach vorn gewandter Weise, beim Reden von den letzten Dingen und der himmlischen Welt, über die uns im Buch der Offenbarung berichtet wird. „Was kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben“ (1Kor 2,9). Was auf uns zukommt, muss deshalb in irdischen Bildern beschrieben werden. Das Himmlische, das der Seher wahrnimmt, bezeichnet er stets in Vergleichen: Es ist „wie...“ (z.B. Offb 14,2), weil hier jede menschliche Analogie versagt.

Hier wie überall beim Geheimnis nehmen wir lediglich die Auswirkungen wahr, die spürbaren Folgen, Aber das Ereignis selbst bleibt für uns im Dunkeln. Es befindet sich auf einer anderen Ebene als die sichtbare Wirklichkeit.

4.1.2.2. im personalen Bereich

Überall wo es um lebendiges Miteinander geht, reden wir vom Geheimnis. Das betrifft auch unseren Umgang mit anderen Menschen. Selbst der mir liebste Mensch ist für mich nicht gänzlich durchschaubar und verfügbar. Er ist und bleibt Geheimnis, ein dem forschenden Zugriff verschlossener Garten. Deshalb gehören zur Sprache der Liebe immer die Bilder (Schatz, Täubchen, Maudi etc) und die Symbole: die Rose, der Ring, das Herz. Sie drücken aus, was der andere für mich bedeutet und was im Letzten unsagbar ist.

⁵⁴ SPIEGEL 1/2008, S. 121. Der Biologieprofessor Werner Scherer verweist darauf, dass die „Veränderlichkeit von Lebewesen eine Tatsache (sei), die sich messen lasse“. Aber der Ursprung des Lebens ist „der Wissenschaft nach wie vor unbekannt“ (idea Nr. 8/2008, S. 7).

4.1.2.3. in der Gemeinde

Zwar ist die Gemeinde Jesu Christi soziologisch beschreibbar. Sie führt Mitgliederlisten und errichtet Gebäude. Aber in ihrem Wesen ist sie göttliches Geheimnis. Denn das, was sie ausmacht, die Gegenwart des lebendigen Jesus Christus (Mt 18,20), lässt sich von außen nicht einsehen. Die Gemeinde ist sichtbar und unsichtbar zugleich. Logischerweise stellt sie einen Fremdkörper in der sie umgebenden Welt dar. Sie gehört dazu und ist doch auf geheimnisvolle Weise anders. Auch ihr Leben ist derart vielfältig, dass es sich nicht in einem einzigen Begriff bündeln lässt. Deshalb die Fülle der Bilder und Bezeichnungen, die gebraucht werden, die umschreiben, was Gemeinde ist, wie sie lebt und wozu sie dient: Leib, Bau, Tempel u.a.

4.1.2.4. in unserem Glauben

Paulus spricht vom „Geheimnis des Glaubens“ (1Tim 3,9). Wir sprechen vom Glauben als von einem Geschenk (Eph 2,8). Gott macht Glauben möglich. Er schenkt ihn uns (Eph 2,8). Glauben ist uns unverfügbar. Deshalb kann ich meinen Glauben einem anderen nicht beweisen. Ich kann ihn – anders als bei einem chemischen Experiment – nicht derart demonstrieren, dass der andere zwangsläufig glauben müsste. Vielmehr kann ich nur darauf hoffen, dass das Geheimnis, nämlich Gott in Jesus Christus, sich dem anderen erschließt. Wir können keinen zum Glauben bringen, so wenig wie wir in einem anderen Menschen Liebe auslösen können. Aber wir können unseren Glauben bezeugen, wohl wissend, dass unser Zeugnis weit hinter dem zurückbleibt, den wir bezeugen. Und wir haben die großartige Möglichkeit, für den anderen Menschen zu beten und Gott zu bitten, sein Geheimnis möge sich ihm erschließen.

4.2. Wie man Gott erkennt

Weil Gott Geheimnis ist und bleibt, können wir ihn grundsätzlich nicht beweisen. Wer das versucht bzw. von uns erwartet, erliegt einem Denkfehler. Er vollzieht eine Metabasis (s.o.) aus der Welt des Geheimnisses in die Welt des Rätsels. Er meint, das Verfahren, das sich in unserer dinglichen Welt bewährt, auf Gott übertragen zu können. Damit würde Gott, wenn das möglich wäre, zu einem Element unserer prinzipiellen Verfügbarkeit. Er wäre nicht mehr Gott, der ganz Andere, sondern wäre uns zuhanden. Er wäre dabei, sicherlich der größte und erhabenste, Baustein im Mosaik unserer Erkenntnis. Könnten wir Gott begreifen, hätten wir ihn im Griff.

Genauso wenig kann ich meiner Frau die Liebe beweisen, die ich zu ihr hege. Mein herzliches Verhalten zu ihr kann sich auch aus anderen Motiven ableiten. Aus dem Äußeren, Wahrnehmbaren ergibt sich keineswegs zwangsläufig der motivierende Hintergrund. Sonst hätten Heiratsschwindler keine Chance.

Will ich einen Beweis führen, bedarf es des Experiments. Doch das verbietet sich im personalen Bereich. Wo die Treue des Ehepartners durch einen Detektiv kontrolliert wird, erstirbt die Liebe im Keim. Und auch das

Geheimnis einer duftenden Rose erlischt in dem Augenblick, wo die Rose abgepflückt wird und ihre Bestandteile einer chemischen Analyse unterzogen werden.

4.2.1. Begegnung

Ein Geheimnis erschließt sich nur in der offenen, erwartungsvollen Begegnung. Dort wird kein Beweis geführt, sondern die Wirklichkeit des Geheimnisses erweist sich. Geht es bei der Wahrheitsfindung auf der Ebene des Rätselns um den Beweis, so sprechen wir beim Geheimnis vom Erweis. Die Liebe, die göttliche Wirklichkeit, die Kraft des Heiligen Geistes erweist sich an uns. Paulus spricht von der „Erweisung des Geistes und der Kraft“ (1Kor 2,4). Er stellt der „Menschenweisheit“, dh dem menschlichen Erkenntnisvermögen, „Gottes Kraft“ entgegen (1Kor 2,5), auf die sich ein Glaube wirklich gründen kann. Der „natürliche Mensch“ hingegen „vernimmt nichts vom Geist Gottes“ (1Kor 2,14).

Dieses Erweisen schafft eine unumstößliche innere Gewissheit (Röm 8,38f), die jedoch auf einer anderen Ebene liegt als die mathematische Sicherheit der Naturwissenschaftler. „Denn Gott und der Mensch sind keine Rätsel, die man irgendwie mit Wissen lösen könnte, wie die Fragen bei der Quizshow. Gott und der Mensch sind Geheimnis, das nicht lösbar ist, sondern dem Respekt gebührt“⁵⁵.

Dieser Erweis des Geheimnisses und seiner Dynamik ist nicht objektiv demonstrierbar, sondern er erschließt sich nur dem, der sich, vielleicht zunächst nur zögernd und behutsam, darauf einlässt. Das Geheimnis wartet auf Begegnung. Wer dagegen neutral und distanziert aus der Entfernung skeptisch beobachtet, wird vergeblich den Erweis der göttlichen Wahrheit erleben⁵⁶. „In deinem Lichte sehen wir das Licht“, weiß der Psalmsänger (Ps 36,10).

Aus diesem Grund bittet Jesus die, die noch in Vorurteilen und Vorbehalten gefangen sind, gleichsam schrittweise die Probe aufs Exempel zu machen: „Wenn jemand Gottes Willen tun will, wird er innerwerden, ob diese Lehre von Gott ist oder ob ich von mir selbst aus rede“ (Joh 7,17). Dem Geheimnis der Person Jesu kommen wir nur auf die Spur, wenn wir uns ihm vertrauensvoll öffnen und anfangen, uns entsprechend dem Willen Gottes zu verhalten. Jesus verspricht: Dann wird sich ihm das Geheimnis erschließen. Dann geht die Tür zu einer neuen Welt auf und macht Glauben möglich. Dieser ist „keine eigene Leistung, er ist ein Geschenk Gottes. Der Mensch kann sich dem öffnen oder sich dem verschließen“⁵⁷.

⁵⁵ Manfred Lütz, aaO, S. 188

⁵⁶ „Wir müssen uns entscheiden. Entweder wir halten unsere Denkvoraussetzungen für absolut gültig und messen alles, was auf uns zukommt daran. Dann können wir die Botschaft vom gekreuzigten Jesus Christus nur als ausgemachte Dummheit ablehnen. Oder wir werden wie Paulus in der Begegnung mit dem auferstandenen Jesus Christus die Wende für unser Leben und Denken erfahren“ (Ulrich Parzany, Ein Gott für alle, Holzgerlingen 2007, S. 54).

⁵⁷ Manfred Lütz, aaO, S. 191

4.2.2. Praktische Konsequenzen

Deshalb ist die sachgemäße Einladungsgestalt zum Reiches Gottes die einladende, werbende Bitte „Komm und sieh es“ (Joh 1,46). Aus diesem Grund ist nicht nur wichtig, was wir als Christen sagen, sondern auch wie wir es sagen: Macht es neugierig? Lädt es zum Nähertreten ein? Verlockt es dazu, die Begegnung mit Gott zu suchen, um „schmecken und sehen“ zu können, „wie freundlich der Herr ist“ (Ps 34,9)? Hier kommt der Aufmachung unserer missionarischen Schriften, vor allem aber unseren Veranstaltungsangeboten eine hohe Bedeutung zu. Das Ambiente, aber vor allem das Klima in unseren Gottesdiensten und Jugendveranstaltungen ist mindestens ebenso wichtig wie die verkündigte Botschaft selbst.

Wir sind in unserer Tradition geneigt, primär auf den Aussagegehalt von Worten zu setzen. Sind diese ausgerichtet, haben wir unserer Pflicht genügt. So meinen wir. Doch das Geheimnis, dem wir dienen, fordert mehr. Jesus hat seine Botschaft vom Reich Gottes nicht in bündiger Kürze geliefert, sondern er hat den Menschen bildreiche und einprägsame Geschichten erzählt, die den Kern der neutestamentlichen Botschaft ausmachen und die sich auch im kulturellen Gedächtnis des Abendlandes eingegraben haben⁵⁸. Jesus hat Begegnungen mit Menschen gesucht, die über das Maß dessen hinausgingen, was der Reputation eines Rabbi zuträglich war. Später hat Paulus den Galatern Jesus so lebendig „vor Augen gemalt“, als wäre er unter ihnen gekreuzigt worden (Gal 3,1).

Daraus ergibt sich ein hoher Anspruch an unsere Verkündigung und unsere gesamte, neudeutsch gesprochen, Performance. Uns ist die ebenso mühselige wie ertragreiche Gratwanderung aufgetragen zwischen liturgisch starren, hölzernen Formen und einem saloppen, hemdsärmeligen Stil, zwischen traditionellen und modernen Bildern, zwischen alter und neuer Musik, zwischen volkstümlicher Kultur und der Kultur, die sich in unseren christlichen Räumen herausgebildet hat.

Weil dem Faktor Begegnung eine wichtige Rolle zukommt, sei noch auf die Faktoren des Gespräches und der Besuche verwiesen. Manche, die sich vom Glauben abwenden, verweisen auf Begegnungen mit hauptamtlichen, besoldeten Christen, von denen sie enttäuscht worden sind. „Man muss diese Gründe sehr ernst nehmen, denn wenn das Christentum darauf besteht, dass man in der Begegnung mit Menschen Gott begegnen kann, dann ist die Begegnung mit einem bestellten Religionsvertreter nicht irgendeine Begegnung“⁵⁹.

Weil diese Beobachtung zutreffend ist, kommt den Begegnungen und Hausbesuchen unserer Prediger, aber auch dem Besuchsdienst durch Ehrenamtliche eine hohe Bedeutung zu. Sie schaffen Berührungsflächen für Glauben und Gemeinschaft. Die Computerwelt mit ihren ausufernden Möglichkeiten verführt heute jedoch dazu, sich hinter dem Schreibtisch zu verschansen und von dort aus die Fäden zu ziehen. Doch die Besuche in den Häusern sind durch nichts zu ersetzen. Was wir hier versäumen, kann durch keine noch so hochgestylte Veranstaltung wettgemacht werden.

⁵⁸ Ich denke an die Gleichnisse vom Barmherzigen Samariter, vom Verlorenen Sohn u.a.

⁵⁹ Manfred Lütz, aaO, S. 38

Denn bei Besuchen erleben wir die Menschen, die wir vielleicht nur sonntags und im Festgewand sehen, in ihrem alltäglichen Umfeld. Das schafft Nähe.

Wenn Prediger, wie ich manchmal vernehmen muss, darauf verweisen, diese Gabe der Begegnung nicht zu haben und deshalb Besuche vernachlässigen, sollten sie den Beruf wechseln. Charles Haddon Spurgeon rät solchen kommunikationsschwachen Seelsorgern zu einem anderen Arbeitsfeld: „Ein Mensch, der nicht liebenswürdig und freundlich sein kann, soll meinetwegen Totengräber werden, denn auf die Lebenden hat er keinen Einfluß“⁶⁰. Das klingt hart, trifft aber das Problem im Kern. Wir haben als Verkündiger um des Evangeliums willen nahe bei den Menschen zu sein. Spurgeon rät seinen Studierenden: „Sorgt, dass ihr mit denen, deren Seelen euch anvertraut sind, auf möglichst freundschaftlichem Fuß steht. Wenn ihr fischen wollt, so stellt euch ins Wasser. Manche Pfarrer wissen gut Bescheid unter Büchern, aber sie haben keine Ahnung, wie die Mehrzahl ihrer Gemeindeglieder lebt ... Seid zugänglich für die Suchenden, schafft Gelegenheiten, um in persönliche Berührung mit den Leuten zu kommen. Es ist traurig, dass manche Geistliche sich gar nicht darum bemühen“⁶¹.

An alles, was wir unternehmen, richten wir die Frage: Ist es in der Lage, unsere Zeitgenossen in die Gottesbegegnung hineinzuführen? Werden sie durch uns dem göttlichen Geheimnis nähergebracht, dem sie sich dann erwartungsvoll öffnen können? Dafür beten und arbeiten wir.

4.2.3. Fazit

Der Weg zum Erkennen Gottes führt nicht über die Beweisketten, die sich Menschen zurechtlegen. Der Einstieg zum Geheimnis des Glaubens heißt einzig Jesus Christus. Wir wenden uns ihm zu. Wir hören auf ihn und lassen uns von ihm faszinieren. Wir entdecken in seinem Reden und Verhalten eine andere, eine rettende Welt: Hier kommt der Himmel auf die Erde und löst Staunen aus: „Gottheit und Menschheit vereinen sich beide; Schöpfer, wie kommst du uns Menschen so nah!“⁶² Indem wir dieser Spur folgen, rückt uns Gott ins Blickfeld. Er wird uns täglich wesentlicher. Wir freuen uns über seine Güte, die uns zugetan ist. Wir bringen unsere Schuld unter das Kreuz und lassen uns vergeben. Wir beten und halten uns zur Gemeinde. So erschließt sich uns heute das Geheimnis Gottes als die tragende Wirklichkeit.

4.3. Irrwege

Es gibt dazu keinen anderen Weg. Deshalb führt auch kein direkter Pfad von der Beobachtung der Natur und ihrer Wunder zur Erkenntnis Gottes.

⁶⁰ Charles Haddon Spurgeon, Ratschläge für Prediger, Wuppertal 1962, S. 133. Weiter Spurgeon: „Der christliche Geistliche muß, wenn er nicht auf der Kanzel ist, ein umgänglicher Mensch sein. Er ist nicht in die Welt gesandt, um als Einsiedler oder Trappist zu leben. Es ist nicht ein Beruf, über den Häuptern seiner Mitmenschen auf einer Säule zu stehen, wie einst der verrückte Simon Stylites. Ihr sollt nicht von einem Baum heruntersingen, wie die unsichtbare Nachtigall, sondern ihr sollt Mensch unter Menschen sein“ (ebd., S. 132); Hervorhebung dort).

⁶¹ Charles H. Spurgeon, aaO, S. 232 und 252

⁶² Johann Ludwig Konrad Allendorf, Gemeinschaftsliederbuch Nr. 1,1; EG 66

Die Schöpfung ist kein Selbstaflöser für Glauben. Das sollten wir auch nicht von ihr erwarten. Sie ist bestenfalls Anzeichen und Hinweis, aber niemals schlüssiger Beweis. Sonst würde es die Atheismuskussion nicht geben. Der Blick auf das Geschaffene vermag vielleicht Nachdenklichkeit auszulösen. Aber diese kann sich durchaus anderen Erklärungsmustern zuwenden.

Paulus weist darauf hin, dass der Mensch zwar von dem umstellt ist, was Gott geschaffen hat. Aber er ist durch die Urverfehlung der Sünde nicht in der Lage, daraus die richtigen Schlüsse zu ziehen. „Der Mensch verweigert offenbar die ihm mögliche Einsicht. Er hat sich ihr immer schon entzogen“⁶³. Deshalb ist ihm die direkte Erkenntnis Gottes zu einer „verlorenen Möglichkeit“⁶⁴ geworden. „Denn Gottes unsichtbares Wesen, seine ewige Kraft und Gottheit, wird seit der Schöpfung der Welt ersehen aus seinen Werken, wenn man sie wahrnimmt“ (Röm 1,20). Hier zeigt Paulus das menschliche Erkenntnisproblem an: „wenn man sie wahrnimmt“. Die Macht der Sünde begrenzt und verfinstert den Horizont des menschlichen Denkens. Es nimmt nicht wahr, was es ursprünglich wahrnehmen sollte. Weil der Mensch die Wahrheit Gottes durch sein Verhalten unterdrückt⁶⁵, kann er das, was ihm in der Schöpfung an göttlicher Weisheit entgegenkommt, nicht erkennen. „Denn wiewohl Gott sich den Menschen von der Schöpfung der Welt an bekannt gemacht hat, ist er für den Menschen ein Unbekannter geworden“⁶⁶.

Jenseits von Eden bleibt uns das direkte Erkennen Gottes verwehrt. Im Sündenfall haben sich die Welten voneinander getrennt. Weil sich der Mensch gegenüber Gott verschlossen hat und noch verschließt, kann er das Geheimnis Gottes nicht wahrnehmen. Das ändert sich erst mit dem Kommen Jesu Christi: „Wer mich sieht, der sieht den Vater“ (Joh 14,9). Die Menschen, die ihm begegnen, entdecken in ihm Gott. So Petrus (Joh 6,66-69) und der überwältigte Jünger Thomas (Joh 20,28). Und Jahre später bekennt Paulus: In Jesus Christus „wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig“ (Kol 2,9).

Erst wenn wir durch Jesus Christus, und exklusiv nur durch ihn, Gott gefunden haben, nehmen wir göttliche Spuren auch anderswo wahr: in der Natur, in der eigenen Biographie, im Leben anderer Menschen, im Zeitgeschehen. Aber die Reihenfolge der Erkenntnis bleibt unumkehrbar. „Gott offenbart sich im gekreuzigten Christus und stellt damit unsere Denkvoraussetzungen infrage“⁶⁷. Deshalb kann das Betrachten der Natur bestenfalls Denkanstöße liefern und Nachdenklichkeit vermehren. Aber wenn wir daraus Gotteserkenntnis erwarten, setzen wir auf das falsche Pferd. Deshalb kann nur die Jesusverkündigung Kern und Stern unseres Dienstes sein.

⁶³ Georg Eichholz, Die Theologie des Paulus im Umriss, Neukirchen-Vluyn 1972, S. 69 (Hervorhebung dort)

⁶⁴ ebd., S. 34

⁶⁵ ausgeführt in Röm 1,18-32

⁶⁶ ebd., S. 76

⁶⁷ Ulrich Parzany, aaO, S. 54

4.4. Gottesbeweise als Sicherungsversuche

Auch die sogenannten Gottesbeweise geben uns in der Gottesfrage keine ausschlaggebenden Argumente an die Hand. Sie führen Fragende nur in begrenztem Umfang weiter. Böten sie mehr, wäre jedem einigermaßen klar denkenden Menschen die Tatsache Gott einsichtig zu machen. Aber dem ist nicht so.

Im Laufe der Geschichte hat es immer wieder Versuche gegeben, die Existenz eines Gottes mehr oder weniger vernünftig zu beweisen. Einige dieser Beweise seien nachfolgend kurz dargestellt:

4.4.1. Kosmologische Gottesbeweise

Diese gehen auf den griechischen Philosophen Aristoteles (384-322) zurück und wurden vom großen Theologen des Mittelalters, Thomas von Aquin (1224/5-1274) aufgegriffen und zu fünf Wegen der Gotteserkenntnis ausgeformt:

4.4.1.1. kineologisch⁶⁸

Jede Bewegung hat eine Ursache. Diese kann man immer weiter bis dorthin zurückverfolgen, wo etwas von einem Beweger bewegt wird, der selber unbewegt ist. Diesen nennt man Gott.

4.4.1.2. causal⁶⁹

Hinter jeder Wirkung steht eine auslösende Ursache. Auch in dieser Kette kann man geradezu unendlich weit zurückgehen, bis man auf eine wirkende Ursache stößt, die selber nicht bewirkt wird. Diese nennen alle Gott.

4.4.1.3. kontingent⁷⁰

Alle Dinge haben die Eigenschaft, irgendwann einmal nicht mehr zu sein. Also muss es etwas wie ein Nichts geben, aus dem heraus etwas geschaffen worden ist. Dies hat Gott getan.

4.4.1.4. graduell⁷¹

Wohin wir schauen, gibt es Abstufungen, ein Mehr oder Weniger an Gutem und Schönem. Folglich muss es auch den höchsten Grad, die oberste Stufe geben. Diese nennen wir Gott.

4.4.1.5. teleologisch⁷²

Auch recht einfache Dinge sind dennoch sinnvoll auf ein Ziel hin geordnet. Das wäre nicht möglich, würde es nicht von einer unsichtbaren Kraft dorthin geleitet werden. Die nennen wir Gott.

⁶⁸ kineo (griech.) = bewegen

⁶⁹ causa (lat.) = Grund, Ursache

⁷⁰ contingere (lat.) = berühren

⁷¹ gradus (lat.) = Schritt, Rang, Stufe

⁷² telos (griech.) = Ziel

4.4.1.6. Würdigung

Diese Gottesbeweise, die übrigens von Thomas von Aquin nie so genannt worden sind, bedienen sich des Kausalgesetzes. Sie ähneln einander sehr, weil sie innerweltlich beobachtbare Phänomene immer weiter zurückführen, bis es rein denkerisch nicht mehr geht. Am Ende muss eine auslösende Ursache stehen. Hinter diese kommt man nicht mehr zurück. Diese wird mit Gott identifiziert.

„Thomas von Aquin war überzeugt, es sei völlig legitim, Anzeichen für die Existenz Gottes zu benennen, die aus der allgemeinen menschlichen Erfahrung der Welt stammten“⁷³. Doch an bald einsetzender Kritik fehlte es nicht⁷⁴: Muss mit Gott unbedingt der persönliche, biblische Gott gemeint sein? Könnte es nicht auch mehrere auslösende Ursachen geben? Außerdem vollzieht sich hier eine Metabasis von der Ebene der Innerweltlichkeit auf die der Metaphysik. Und: könnte Gott nicht, nachdem er den Kosmos angestoßen hat, aufgehört haben zu existieren?

Insofern können die kosmologischen Gottesbeweise nur als Hinweise dienen, die zum Nachdenken anregen. Das wird bei den nächsten beiden Gottesbeweisen nicht anders sein:

4.4.2. Ontologischer Gottesbeweis

Komplizierter und gedanklich recht anspruchsvoll fällt der Gottesbeweis aus, der vom Theologen Anselm von Canterbury (1033-1109) stammt. Er geht davon aus, dass etwas Höheres als Gott nicht gedacht werden kann. Wenn aber Gott das allerhöchst Denkbare ist, dann muss er auch in Wirklichkeit existieren. Denn zum höchsten Wesen gehört notwendigerweise auch die Existenz, da diese zweifellos eine Steigerungsform darstellt, die über das Gedankliche hinausgeht.

Hier wird ein kühner Sprung vom Begriff hin zur Realität vollzogen. Dass dieses zwangsläufig sein muss, wurde und wird von vielen Seiten heftig bestritten, vor allem später durch die Projektionstheorie von Friedrich Feuerbach⁷⁵.

4.4.3. Moralischer Gottesbeweis

Der Königsberger Philosoph Immanuel Kant (1724-1804) hat alle vorhandenen Gottesbeweise einer strengen Kritik unterzogen und dabei aus guten Gründen keinen bestehen lassen. Er lässt nur einen einzigen Gottesbeweis gelten, seinen eigenen nämlich. Demzufolge verweist die sittliche Ordnung, die jeder Mensch in sich spürt und der er sich verpflichtet weiß, auf einen Gesetzgeber, der das Glück der Menschen will. Nun wird aber keineswegs jeder glücklich, der sich moralisch verhält, weil die Ungerechtigkeit auf der Erde groß ist. Demzufolge, wenn es gerecht zugehen soll, muss es einen gerechten Ausgleich im Jenseits geben. Den kann nur Gott garantieren. Also muss es ihn geben.

⁷³ Alister McGrath, *Der Weg der christlichen Theologie*, Gießen 2007², S. 169

⁷⁴ Mittelalterliche Kritiker waren u.a. Duns Scotus (um 1266-1308) und William van Ockham (um 1285-1349).

⁷⁵ siehe unter 4.5.1.

Kant postuliert die Gerechtigkeit, für die letzten Endes Gott einsteht. Aber woher weiß er das? Muss die Weltgeschichte tatsächlich gerecht ausgehen? Kann nicht genauso gut das Unrecht die Oberhand behalten? Kann nicht die Weltgeschichte zugleich das Weltgericht sein?

4.4.4. Quintessenz

Es fehlt allen Gottesbeweisen, so klug sie auch argumentieren, an zwingender Kraft. Sie leisten nicht das, wozu sie angetreten sind. Sie erreichen bestenfalls Gedankenanstöße. Sie legen Spuren, die nachdenklich machen können. Mehr nicht. Glaubenden Menschen mögen sie als Bestätigung dienen. Aber ihr Nachteil besteht darin, dass sie sich relativ leicht logisch aushebeln lassen. Sie vollziehen eine Metabasis, indem sie von innerweltlichen Gegebenheiten auf eine dahinter stehende außerweltliche Wirklichkeit schließen. Wer heute in seinen Argumenten auf diese Beweise zurückgreift und sich auf deren Wirkungskraft verlässt, steht bald verlassen da.

4.5. Anfragen an unseren Glauben

Unser christlicher Glaube muss sich zwei gewichtigen Anfragen stellen, die es in sich haben. Wir dürfen sie nicht auf die leichte Schulter nehmen. Sie begegnen uns in vielen Gesprächen und Diskussionen.

4.5.1. Projektion

Ludwig Feuerbach (1804-1872) ist der Vater des modernen Atheismus. Auf seiner Religionskritik baut später Karl Marx (1818-1883) auf. Für ihn ist seit Feuerbach das Thema Religion endgültig erledigt, d.h. aus den Angeln gehoben und keiner tiefgründigen Diskussion mehr wert.

Die Argumentation von Feuerbach hat etwas Bestechendes. Ihr zufolge ist Gott nichts als eine Einbildung des Menschen. Dieser hat Sehnsüchte und Träume. Er leidet an einer unvollkommenen Welt, die ihm keine Chance lässt, seine Hoffnungen zu verwirklichen. Aus diesen Mängeln werden Hoffnungsbilder, die der Mensch gleichsam als Projektion an die Wand wirft. Nun hat er sie vor sich: erhabene Größe, erfüllte Träume, eine erfreuliche Welt, ein liebendes und omnipotentes Gegenüber, einen paradiesischen Himmel, der auf ihn wartet. Das lässt den defizitären Menschen sein hartes Schicksal leichter ertragen. So wird Religion zum „Opium des Volkes“, wie es später Karl Marx formuliert hat⁷⁶, in dem dessen Sehnsucht ihren kläglichen Ausdruck findet, der in Hoffnungslosigkeit enden muss. Das Volk sucht Betäubungsmittel, um sein Elend leichter ertragen zu können, merkt jedoch nicht, dass es einem selbst inszenierten Phantom aufsitzt.

Was der Mensch projiziert vor sich sieht, betrachtet er als eigenständige Wirklichkeit, versteht es als ein Gegenüber und bezeichnet es als Gott. Er verehrt es und betet es an. Er begreift nicht, dass das alles seine Wurzel in ihm, dem Menschen hat. Er, der Mensch, macht die Religion. Das ist – so

⁷⁶ Nicht zu verwechseln mit „Opium für das Volk“, mit dem Lenin seinen Feldzug gegen Kirche und Priester legitimiert, die, so seine Ansicht, dem Volk Betäubungsmittel verabreichen, um es ruhigzustellen und damit für die kirchliche und weltliche Obrigkeit fügsam zu machen.

Feuerbach - verständlich, aber naiv und deshalb zu überwinden, weil es den Menschen in seiner irrigen Lage belässt und ihn darin sogar noch bestärkt.

Feuerbach meint, damit die Religion durchschaut und zugleich überwunden zu haben⁷⁷. Seine Gedanken faszinieren und bilden nach wie vor den geistigen Grundstock des modernen Atheismus. Dabei sitzt Feuerbach jedoch einem Fehlschluss auf, denn das, was man wünscht, ist damit lange noch nicht als nicht existent erwiesen. Ein großer Geldschein, den ich mir wünsche, ist damit selbstverständlich längst nicht in meiner Geldbörse Wirklichkeit. Aber der bloße Wunsch besagt noch lange nicht, dass es diesen Geldschein bei mir nicht geben könnte. „Dass es psychologische Gründe geben kann, einen Gegenstand zu wünschen, sagt aus logischen Gründen nichts darüber aus, ob es den Gegenstand in Wahrheit gibt oder nicht“⁷⁸.

Könnte es nicht sein, dass der Glaube an einen Gott etwas ist, das ursprünglich zum Menschen gehört? Nach biblischer Überzeugung hat Gott uns „die Ewigkeit ins Herz gelegt“ (Pred 3,11). Weil der Mensch auf das Transzendente hin angelegt ist, fragt er seit Urzeiten über sich hinaus. Dann wäre der Atheismus, den es ja in größerem Ausmaß erst seit den letzten beiden Jahrhunderten gibt, etwas zutiefst Un-Menschliches., weil er dem menschlichen Wesen nicht entspricht⁷⁹.

4.5.2. Theodizee⁸⁰

Wie verträgt sich das Reden von einem liebenden Gott mit dem Elend in der Welt? Diese Frage wird bereits in der Bibel heftig gestellt, u.a. von Hiob. Aber die Frage wird an Gott selbst gerichtet und im Gebet mit Gott besprochen.

Anders verhält es sich mit der Theodizeedebatte in den vergangenen Jahrhunderten. Ihr liegt das Gottesbild der frühen Aufklärung zugrunde. Demzufolge hat Gott die Welt wie ein mustergültig funktionierendes Urwerk geschaffen, in dem ein Rädchen präzise ins andere greift. Wissenschaftler haben, je mehr Entdeckungen sie machten, staunend dieses göttliche Werk bewundert, in dem es – so die Überzeugung - sinnvoll zugeht und in dem sich die Güte Gottes spiegelt und verwirklicht. Harmonie rundum.

Dann kam es im Jahr 1755 zum Erdbeben von Lissabon. Es forderte mehrere Zehntausend Tote. Die innere Erschütterung war mindestens so gigantisch wie die äußere. Wie konnte dergleichen in Gottes vollkommener Welt geschehen? Wie konnte die unendliche Harmonie derart brutal gestört werden? Wie konnte Gott das zulassen? Diese Frage wird jetzt nicht mehr - wie im AT - mit Gott besprochen und klagend an ihn gerichtet. Nein, Gott

⁷⁷ Dass Religion durchaus mit Projektion zu tun haben kann, weiß auch die Kritik der alttestamentlichen Propheten am heidnischen Kultus, der zur Gefahr für das Gottesvolk werden kann (siehe u.a. Jes 44,9-20; Ps 115, 4-8; Jer 10,3-16). - Darüber hinaus wissen wir auch aus der Seelsorge, dass missbrauchte und missverstandene Religion krank machen kann.

⁷⁸ Manfred Lütz, „aaO“, S. 28

⁷⁹ Vielleicht ergibt sich aus dieser Ablösung vom ursprünglichen Bezogensein des Menschen auf Gott hin das hohe Verrohungspotential, das der Atheismus in seiner kurzen Geschichte entfaltet hat: zig Millionen tote Menschen durch die Ausrottungsfeldzüge bei Stalin, Hitler, Mao und Pol Pot.

⁸⁰ Gott rechtfertigen

wird vor das Forum der menschlichen Vernunft gezerzt und muss sich rechtfertigen. Er wird zum Angeklagten. Zum Richter erhebt sich kühn die menschliche Vernunft.

Doch hier wird das Denken der damaligen Zeit zum Opfer der eigenen Vorstellungen. Man „hatte sich nämlich mit den Mitteln der menschlichen Vernunft einen vernünftigen Gott gebastelt, der als Weltbaumeister und als Sicherer der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung fungierte ... Doch ein solcher von Menschen gemachter Gott hatte in Wirklichkeit keine Überlebenschance ... Dieser Gott war ein Kunstprodukt und meilenweit entfernt zum Beispiel vom christlichen Gottesbild“⁸¹. Dieser Gott war als „lieber Gott“ harmlos, und es war leicht, ihm die Verantwortung für alle denkbaren Übel in der Welt in die Schuhe zu schieben und sich dann gekränkt von ihm abzuwenden.

Bis heute steht hinter der Theodizeefrage, mit der wir ständig in der Begegnung mit anderen Menschen konfrontiert sind, ein Bild von Gott, das aus den eigenen Vorstellungen und Sehnsüchten quillt. Wenn Menschen in eine Krise geraten, ist jedoch nicht Gott das Problem, sondern die selbstgebastelten Bilder, die sich Menschen aller Zeiten von ihm gemacht haben. Nicht Gott zerbricht uns, sondern die falschen Erwartungen. Wir werden im Leid nie von Gott im Stich gelassen, sondern von dem, was wir uns darunter vorgestellt haben. Unsere irrigen Bilder lassen uns im Stich. Wir degradieren Gott auf die Ebene des Rätsels und ärgern uns, wenn dann Fragen offen bleiben, weil Gott sich dem entzieht⁸². Ulrich Parzany mahnt eindringlich: „Ich rate dringend davon ab, dass wir uns auf das spekulative Spiel einlassen, uns ein Gottesbild zu schaffen, mit dem wir möglichst widerspruchsfrei alles in der Welt erklären können“⁸³.

Diese Zusammenhänge zu durchschauen, wird sich in unserer seelsorgerlichen Tätigkeit glaubenweckend und glaubensstärkend auswirken. Kaum ein Problem beschäftigt uns dabei mehr als dieses. Wir dürfen den Leidenden auf das Geheimnis Gottes verweisen und ihm zusprechen: „Nur wenn du hinschaust zu Jesus und seinem Kreuz, geht dir auf: Ich bin von Gott unendlich geliebt, auch dann, wenn ich ihn nicht verstehe. Gott liebt dich mehr als du ahnst und empfindest. Auch in bitteren Stunden bist du nie von ihm verlassen. Wo du ihn am nötigsten brauchst, dort ist er dir am nächsten. Unser Leid und seine Liebe schließen sich nicht aus, sondern gehören auf für uns undurchschaubare Weise zusammen.“ Die Frage, wie Gott dies und jenes zulassen könne, wird uns nicht gelöst, sondern sie wird nach und nach aufgelöst, indem wir unter dem Kreuz von Jesus Frieden finden. In einem anderen Bild: Nicht wir lösen diese Frage, sondern wir lösen uns von dieser Frage und hören auf, uns an ihr wundzureiben, weil wir uns bei dem Gott bergen, den wir nicht verstehen. Wir vertrauen darauf, „hernach“ (Joh

⁸¹ Manfred Lütz, aaO, S. 57

⁸² Helmut Gollwitzer: „Die Frage nach dem Woher des Bösen (unde malum) ist eine philosophische, nicht eine theologische Frage, weil Theologie nur an der menschlichen Verantwortung für das Böse, nicht aber an einer weltanschaulichen Beantwortung der Frage nach dem Woher interessiert sein kann“ (Krummes Holz – aufrechter Gang, München 1970, S. 378)

⁸³ Ulrich Parzany, aaO, S. 66

13,7) zu erfahren – spätestens in der Ewigkeit -, welche Gedanken Gott mit uns hatte.

4.6. Missbrauch des Geheimnisses

Da sich das Geheimnis der Überprüfbarkeit entzieht, ist es leicht zu missbrauchen. Wo es im menschlichen Leben heilig zugeht, ist die Gefahr des Missbrauchs am größten. Das hat sich auf dem Feld des christlichen Glaubens in zahlreichen düsteren Kapiteln niedergeschlagen. Religionskriege, Kreuzzüge, Scheiterhaufen und Judenpogrome sind trübe Seiten der Kirchengeschichte, die uns heute peinlich sind. Auch das Bündnis zwischen Thron und Altar ist dem Christlichen in unserem Land selten gut bekommen, sondern hat zu bösen Auswüchsen geführt, u.a. zum Legitimieren, ja Verherrlichen von Kriegen. Die Kirche wurde oftmals zum missbrauchten Instrument des Staates, ohne dass sie das durchschaut hätte. Das müssen und dürfen wir heute nicht verschweigen. Im Namen des Christentums ist viel Schlimmes angerichtet worden⁸⁴.

Selbstverständlich verweisen wir auch darauf, dass keiner, der losgezogen ist, um mit Mitteln der Gewalt für das Christentum zu streiten, sich dabei auf Jesus und die Apostel berufen konnte. Im NT wird uns eine andere Spur vorgegeben: „Eure Güte lasst kundsein allen Menschen“ (Phil 4,5). Im christlichen Glauben hat Gewaltanwendung keinen Raum⁸⁵. Hier heiligt ein guter Zweck niemals böse Mittel.

Wenn uns die unselige Verbindung von Glaube und Macht vorgehalten wird, müssen wir uns davon nicht einschüchtern lassen. Denn der Missbrauch schließt den rechten Gebrauch nicht aus. Das wird vollends deutlich, wenn wir auf das Geheimnis der Liebe zu sprechen kommen. Auch sie schreibt leider quer durch die Jahrhunderte trübe Kapitel: zahllose Ehescheidungen, missbrauchte und vernachlässigte Kinder, Prostitution, Pornografie, enttäuschte und geschädigte Menschen etc. Liebe und Gewalt – diese Verbindung sorgt bis heute für finstere Kapitel. Es ist schlimm, was sich auf dem Feld der Liebe zuträgt.

Aber würde jemand auf die Idee kommen, die Liebe als solche in Frage zu stellen und zwei junge Menschen zu warnen, die sich gerade verloben wollen? Müssen wir glücklich verheirateten Paaren bescheinigen, einem grandiosen Irrtum aufgesessen zu sein? Das wäre absurd. Genauso absurd wäre es, unter Hinweis auf das, was in der Christenheit auch an Schreckli-

⁸⁴ Das betrifft auch kleinere Bereiche: Man halte sich nur vor Augen, wie oft Gott als letztes Erziehungsmittel eingesetzt und damit missbraucht wurde und wird!

⁸⁵ „Im Gegensatz zum Koran, der Gewaltanwendung unter bestimmten Umständen erlaubt und gebietet (u.a. Sure 4,91⁸⁵), weist das NT dergleichen Mittel deutlich zurück. Jesus gebietet unbegrenzte Nächsten- und Feindesliebe (siehe u.a. Mt 5,38ff). Sein „Reich ist nicht von dieser Welt“ (Joh 18,36). Innerhalb der Gemeinde und in deren missionarischem Wirkungsbereich soll es deshalb betont anders zugehen, als das sonst üblich ist: Hier haben physische und psychische Gewalt keinen Raum. Wer dennoch zu solchen Mitteln greift, verläßt die Linie, die Jesus vorgibt und auf der sich die Apostel der jungen Christenheit bewegt haben. Solche Mittel sind unchristlich“ (Christoph Morgner, In religiösen Turbulenzen: die Geister prüfen – Farbe bekennen – besonnen handeln, Dillenburg 2002, S. 13).

chem angerichtet wurde, Gott selbst und das gläubige Vertrauen auf ihn in Frage zu stellen.

Es zeigt sich, wie verletzlich Geheimnisse sind und wie leicht sie missbraucht werden können. Das spricht nicht gegen die Wirklichkeit der Geheimnisse, wohl aber gegen deren Missbrauch durch die Macht der Sünde.

4.7. Glauben aus und auf gutem Grund

Wir freuen uns darüber, dass durch die Atheismusdebatte die Gottesfrage wieder auf der öffentlichen Tagesordnung steht. Dort gehört sie hin. Denn es geht um nicht weniger als die Wahrheit: Was ist verlässlich? Was stimmt und was trägt? Worauf kann ich bauen?

Die Wahrheit, die wir im Evangelium verkündigen, proklamieren wir als eine öffentliche Wahrheit, die jeden betrifft, ob ihm das gelegen kommt oder nicht. Als private Wahrheit ist unser Glaube gesellschaftlich unbestritten. Im stillen Kämmerlein, im eigenen Lebensraum, darf nach allgemeiner Überzeugung jeder glauben, was er mag. In dem Augenblick jedoch, wo wir mit unserer Botschaft vernehmlich an die Öffentlichkeit treten und die neutestamentliche Wahrheit verkündigen: „Herr ist Jesus Christus, und ausschließlich in ihm finden Menschen ewiges Heil und erfülltes Leben“ (siehe Apg 4,12 u.ö.), stoßen wir auf Widerspruch. Damit müssen wir rechnen. Der ist unbequem, aber unabdingbar. So war das quer durch die beiden Jahrtausende der Christenheit. Wir können nicht zu Jesus gehören wollen, aber seine universale Wahrheit unter dem Tisch halten und sie lediglich im privaten und gemeindlichen Raum zirkulieren lassen.

Doch der Glaube an Jesus Christus kann sich sehen lassen. Es gehört wahrhaft viel mehr Mut dazu, sich zum Atheismus zu bekennen. Darauf verweist der Philosoph Robert Spaemann: „Eine plötzliche grundlose Entstehung der Welt aus nichts denken zu müssen, enthält eine Zumutung an die Vernunft, die alle anderen Zumutungen in den Schatten stellt“⁸⁶. Ein Atheismus ist aus biblischer Sicht nichts anderes als Wunschdenken. Dahinter steht zum einen der Wunsch, „sich bei seinen Handlungen nicht von Gott dreinreden zu lassen“⁸⁷; zum anderen den Menschen als das Höchste und Größte zu denken, das sich vor nichts und niemand beugen muss.

Diese Haltung führt bei Richard Dawkins und Christopher Hitchens zu einer frechen Arroganz gegenüber solchen, die sich als religiös verstehen. Eine Würdigung ihres Glaubens, auch wenn man ihn nicht teilt, findet sich an keiner Stelle dieser Bücher. Es mangelt ihren Ausführungen rundweg an Respekt, aber auch an Bescheidenheit. Die wäre höchst angebracht, denn Wissenschaft ist zwar in der Lage, Gesetzmäßigkeiten von Entwicklungen aufzuzeigen. „Doch niemand kann begreifen, aus welchem Grund etwas entstanden ist, wenn er bloß herausgefunden hat, nach welchen Gesetzmäßigkeiten es sich entwickelt hat“⁸⁸.

⁸⁶ zitiert bei Jürgen Spieß, Sind die Christen alle wahnsinnig?, in *idea-beilage Lesen, hören & sehen* 6/2007, S. 8

⁸⁷ Jürgen Spieß, ebd., S. 8

⁸⁸ Manfred Lütz, aaO, S. 140. Er fügt hinzu: „Es gibt einen atheistischen Konservatismus, der seine Vorurteile pflegt und kaum auf Argumente reagiert“ (S. 141).

Als Christen wissen wir mehr als solche, die sich als atheistisch verstehen. Was wir glauben, liegt jedoch nicht auf der Straße. Es kommt zu uns durch Offenbarung. Uns ergeht es dabei – um einen simplen Vergleich zu benutzen – wie mir früher in der Sonntagsschule in Zwickau. Zum Schluss der Stunde erhielten wir jedes Mal ein Verteilblatt. Darauf war nicht nur die Sonntagsgeschichte abgedruckt, sondern auch ein Vexierbild. In ihm war beispielsweise ein Weihnachtsengel versteckt. Nun musste man das Bild so lange drehen und wenden, bis man ihn entdeckt hatte. Auf den ersten Blick war das nicht auszumachen. Man konnte meinen: Den gibt es nicht. Erst beim genauen Hinsehen gingen die Augen auf.

So ähnlich verhält es sich mit Gott und dem Glauben. Was wir sehen und womit wir rechnen, nehmen andere nicht wahr. Wo viele überzeugt sind: Da sind nur heiße Luft, religiöse Sehnsüchte und verständliche Projektionen, dort entdecken wir lauter Himmel. Wir haben bei Jesus das Staunen gelernt. Wir sehen deshalb nicht nur, was uns die fünf Sinne melden, sondern rechnen immer und überall mit dem Geheimnis des unsichtbaren Gottes und seiner himmlischen Welt. Das Vorfindliche ist uns durchsichtig für das Größere.

Deshalb hat der Glaubende einen Informationsvorsprung gegenüber dem, der den lebendigen Gott nicht kennt. Wo andere nur Rätsel sehen und sie für das Ganze der Wirklichkeit halten: Handgreifliches und Messbares, Beeindruckendes und Schändliches, Irrungen und Wirrungen, da nehmen wir hintergründig unseren Gott und Heiland wahr und freuen uns über seine Nähe.

Deshalb lesen wir als Christen die Zeitung anders als die Menschen um uns her. Auch die Fernsehnachrichten verfolgen wir aus einem anderen Blickwinkel. Wir sehen und hören mehr als die bloßen Meldungen, denn wir wissen im Hintergrund Gott am Werk. Der sitzt „im Regimente und führet alles wohl“⁸⁹.

Wir sind nicht in der Lage, das Geheimnis Gottes aufzubrechen. Das wäre anmaßend. Aber es kann geschehen, dass wir verwundert erfahren, wie gut der unerreichbare Gott es mit uns meint, wie er an uns hängt und sich um uns müht. Es gibt nichts Schöneres, als sich jeden Tag auf Gott zu freuen und damit zu rechnen, dass er uns überrascht. Das sagen wir weiter. Wir bekennen uns frank und frei, vor allem aber fromm und fröhlich zu unserem Gott. Zuversichtlich gehen wir davon aus, dass das Kreise zieht und solche anspricht, die heute noch skeptisch vor den Toren des Glaubens stehen bzw. diesen Glauben als eine Wahnvorstellung abtun und uns als geistige Hinterwäldler belächeln und bekämpfen: „Der Lernprozess, sich damit abzufinden, dass es in einer liberalen Demokratie auch gläubige Bürger dauerhaft geben wird, die ihr Leben und Handeln vor Gott verantworten wollen, steht manchen Propagandisten eines Atheismus und evolutionären Humanismus noch bevor“⁹⁰.

⁸⁹ Paul Gerhardt, Gemeinschaftsliederbuch Nr. 502,7; EG 361

⁹⁰ Reinhard Hempelmann, Materialdienst der EZW, in: idea-Presseausgabe 2/2008, S. 4

Zum Nachdenken und Weiterarbeiten:

7. Was nehme ich in meinem Umkreis an Problemfeldern in Bezug auf die Gottesfrage wahr? Was brennt den Menschen auf den Nägeln?
8. Haben die uns anvertrauten Christen Gelegenheit, z.B. in den angebotenen Mitarbeiterseminaren die Fragen zu bedenken, die heute im Raum stehen?
9. Welches Buch / welche Bücher möchte ich vielleicht gerne lesen, um in dieser Frage persönlich weiterzukommen und auch für Gespräche gewappnet zu sein?
10. Welche Hilfe wird den ehren- und hauptamtlich Mitarbeitenden in meinem Verband bzw. meiner Einrichtung im Blick auf den seelsorgerlichen Umgang mit der Theodizeefrage geboten?

5. Gott als „Mutter“ anreden?

In der gegenwärtigen Diskussion um die Gottesfrage steht es uns wohl an, gut gerüstet zu sein und immer wieder um die erforderliche Klarheit zu ringen: Welchen Gott meinen wir? Wie gehen wir angemessen mit ihm um? Wie sprechen wir den an, den Paul Gerhardt (1607-1676) als das „Größte, das Schönste und Beste, ... aus allen Schätzen der edelste Hort“⁹¹ bezeichnet? Jede Verwaschenheit unsererseits leitet Wasser auf die Mühle derer, die uns Gott streitig machen – in welcher Tonart und mit welchen Argumenten auch immer.

5.1. Die Lage

Doch in dieser Frage bietet unser Protestantismus ein verwirrendes Bild. Das kommt nicht nur in der Auseinandersetzung um die leidige „Bibel in gerechter Sprache“ zum Ausdruck⁹², sondern auch in der Gebetsprache, die sich in den gottesdienstlichen Agenden niederschlägt. Während das offizielle „Evangelische Gottesdienstbuch“ sich darauf beschränkt, im Gebet zu Gott zu treten „wie Kinder zu Vater und Mutter“⁹³ und die Anrede „Mutter“ lediglich einmal als Auswahlmöglichkeit bietet, sind mittlerweile eine Vielzahl von Gebeten und Entwürfen erschienen, die Gott ungeniert als Mutter anreden, die z.B. das Vaterunser als „Mutter unser“ uminterpretieren, von anderen Begriffen wie „Geistkraft“, „Ewige“ etc ganz zu schweigen. In manchen Gemeinden haben sich diese Gottesanreden eingebürgert.

Hier geht es nicht um akzidentielle Fragen, über die man locker diskutieren und bei denen man unterschiedliche Antworten akzeptieren könnte, sondern hier wird der Nerv des Christlichen berührt. Weniger die Ehrfurcht vor der Tradition als vielmehr das Besorgtsein um die Substanz unse-

⁹¹ Gemeinschaftsliederbuch Nr. 629,10 (EG449)

⁹² siehe dazu Präsesbericht 2007, S. 31 - 39

⁹³ Evangelisches Gottesdienstbuch, aaO, S. 576

res Glaubens muss uns in diesem Fragenkreis leiten. Dabei nehmen wir gern in Kauf, von manchen als vorgestrig und frauenfeindlich gescholten zu werden.

Hierbei handelt es sich keineswegs nur um ein volksskirchliches Problem: Bei einer Allianzveranstaltung fiel mir nebenbei eine Agende „in gerechter Sprache“ in die Hände, die in der betreffenden freikirchlichen Gemeinde offensichtlich in Gebrauch war. Und es wird nur eine Frage der Zeit sein, so die Erfahrung, dass die entsprechenden Töne auch in unseren Reihen vernehmbar sein werden. Hier gilt das Sprichwort: Wehret den Anfängen!

5.2. Das biblische Zeugnis

Für evangelische Christen gibt das biblische Zeugnis den Ausschlag. Deshalb bewegen wir uns in der Gebetssprache in dem Rahmen, der uns hier vorgegeben ist. Für uns bleibt „die Gebetssprache der ganzen Bibel normativ“⁹⁴. Wir beten, wie Jesus uns das gelehrt hat, aber nicht unbedingt so, wie uns das selber in den Sinn kommt bzw. wie es dem religiösen Zeitgeist entspricht. In der Bibel wird Gott nie als Mutter angeredet. „Mutter“ dient lediglich als Bild (u.a. in Jes 66,13), das Gott in seiner mütterlich-fürsorgenden Liebe beschreibt, wird aber niemals als Titel verwendet und kommt deshalb auch nirgends in der Gebetssprache vor. An Gottes mütterlicher Liebe freuen wir uns und können das auch getrost in unseren Gebeten ausdrücken, so z.B. dass Gott uns trösten möge, „wie einen seine Mutter tröstet“⁹⁵.

Fakt ist: „Sowohl das Alte als auch das Neue Testament verwenden bei der Rede von Gott männlich geprägte Sprache“⁹⁶. Dass die Bibel reichlich von Gott als „Vater“ spricht, jedoch nicht von Gott als „Mutter“, hat im Entscheidenden religionsgeschichtliche Hintergründe. Im Alten Orient, also in der religiösen Szenerie, in die sich das Volk Israel hineingestellt sah, waren Muttergottheiten durchgängig üblich. Das spiegelt sich auch in den alttestamentlichen Berichten wider. So wird mehrfach von der westsemitischen Fruchtbarkeitsgöttin Astarte (u.a. 2Kön 23,13) und von der im phönizisch-kanaanäischen Bereich beheimateten Fruchtbarkeits- und Vegetationsgöttin Aschera (u.a. 1Kön 18,19) gesprochen, die im Umfeld Israels verehrt und deren Verehrung leider oft genug von Israeliten übernommen wurde (u.a. Ri 2,13). Dieser Kult war häufig von sexuellen Ausschweifungen begleitet. Gegen diese religiöse Verirrung erheben die Propheten vehement ihre Stimme (Hos 4,12ff u.ö.).

Die orientalischen Muttergottheiten vermitteln ein Bild von Gott, das dem der Bibel entgegensteht. Denn es ebnet den Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf ein. Die Grenzen werden fließend, denn – so die Überzeugung – die geschaffenen Dinge, aber auch der Mensch selber, entströmen dem göttlichen Mutterschoß. Es handelt sich um sogenannte Emanationen⁹⁷ aus dem göttlichen Ursprung, also letztlich um eine pantheisti-

⁹⁴ Joseph Ratzinger / Benedikt XVI., Jesus von Nazareth, S. 174

⁹⁵ So im Evangelisches Gottesdienstbuch, S. 550.577

⁹⁶ Alister McGrath, aaO, S. 247

⁹⁷ emanare = herausfließen, hervorgehen

sche Konzeption, der zufolge das Schaffende und das Geschaffene substantiell miteinander verwoben sind⁹⁸.

Zwar haben wir heute nicht mehr dieses damalige religiöse Gegenüber, das wir abzuwehren hätten. Aber die Welt der Esoterik⁹⁹ vermittelt uns ein ähnliches Verständnis des Göttlichen und der Welt. Insofern bestehen durchaus Analogien zwischen damals und heute. Da die Esoterik in all ihren Variationen eine hohe Sogkraft ausübt, tun wir gut daran, uns bewusst mit dem Rahmen zu bescheiden, den uns die Bibel für unser Gebet zumisst.

Das Gottesverständnis der damaligen Naturreligionen wird im AT bewusst nicht aufgegriffen, obgleich es nahegelegen hätte und als ständige Gefahr in Israel latent war. Das AT und das NT setzen das Bild vom Vater dagegen und betonen damit die Andersartigkeit, ja die prinzipielle Geschiedenheit von Schöpfer und Geschöpf. Der Gott, wie ihn die Bibel bezeugt, ist kein Bestandteil dieser Welt, sondern steht ihr gegenüber. In einem souveränen Schöpfungsakt hat er die Welt ins Dasein gerufen. Auch die Menschen und andere Lebewesen sind weder gotthaltig noch gottverwandt, sondern „aus anderem Holz geschnitzt“. Diese Differenz ist für die Bibel grundlegend. Damit soll jede Verwechslungsgefahr gebannt werden.

5.3. Gott als Mann?

Das AT vermeidet es, „Gott geschlechtliche Funktionen zuzuschreiben“¹⁰⁰. Das würde eine Rückkehr zum Gedankengut heidnischer Fruchtbarkeitskulte bedeuten. Deshalb fehlt im Zeugnis des AT der geschlechtlich-zeugende Aspekt, wie er bei orientalischen, griechischen und römischen Vatergottheiten konstitutiv anzutreffen ist. Der Gott der Bibel befindet sich vielmehr auf einer völlig anderen Ebene. Er ist Gott und hat den Menschen als Mann und Frau geschaffen, ist aber als Gott weder Mann noch Frau. Ihm Geschlechtlichkeit zuzuschreiben, würde ihn zu einem Geschöpf degradieren, denn „Geschlechtlichkeit ist eine Eigenschaft der geschaffenen Ordnung“¹⁰¹. Nirgendwo in der Bibel spielt die angebliche Geschlechtlichkeit Gottes eine Rolle.

Wenn sie von Gott als Vater spricht, betont sie durchgängig den Aspekt der väterlichen Zuwendung, der liebenden Hingabe und der erziehenden Fürsorge. Er hat „die Züge einer außergewöhnlichen Nähe“¹⁰² zu den Menschen. Wie ein Vater für seine Familie, so sorgt Gott für die Seinen, ja für die gesamte Welt. Er ist „dem Menschen näher als dieser sich selbst“¹⁰³. Er weiß, was wir brauchen (Mt 6,32). Er kümmert sich sogar um die Vögel unter dem Himmel und um die Blumen auf dem Feld (Mt 6,26ff). Wer sich im Gebet an ihn wendet, tut es nicht vergebens (Lk 18,1-8). Seine Tür steht jedem offen (Lk 15,11ff). „Aufs einfachste gesagt heißt es, wie ein Kind zu

⁹⁸ „Der Mutterschoß ist der konkreteste Ausdruck für die innere Verwobenheit zweier Existenzen und für die Zuwendung zu dem abhängigen schwachen Geschöpf, das ganz dem Leib und der Seele nach im Schoß der Mutter geborgen ist“ (Joseph Ratzinger / Benedikt XVI., aaO, S. 173).

⁹⁹ siehe Präsesbericht 2007, S. 12f.

¹⁰⁰ Alister McGrath, aaO, S. 248

¹⁰¹ ebd, S. 248

¹⁰² Georg Ebeling, Dogmatik des christlichen Glaubens, Band II; Tübingen 1979, S. 453

¹⁰³ ebd, S. 453

werden, zuversichtlich zu bitten und einfältig sich beschenken zu lassen und dabei mit Gottes Nähe so zu rechnen, wie dies die kindliche Anrede mit dem Kosenamen abba zum Ausdruck bringt¹⁰⁴.

5.4. Die Konsequenzen

In unserem Gebet bewegen wir uns bewusst auf dem Gelände, das uns durch das biblische Zeugnis abgesteckt ist. „Wir beten, wie Jesus auf dem Hintergrund der Heiligen Schrift uns zu beten gelehrt hat, nicht wie es uns selber einfällt oder gefällt. Nur so beten wir recht“¹⁰⁵. Damit befinden wir uns in dem Raum, den die weltweite Christenheit quer durch alle Konfessionen für ihre Gebetspraxis abgesteckt hat.

Was im Blick auf das göttliche Geheimnis und seine Bilder bereits gesagt worden ist¹⁰⁶, gilt auch hier: „Vater“ ist nicht das einzige Bild und kann nicht die einzige Anrede für Gott sein. Da manche Zeitgenossen mit dem „Vater“ aus biographischen Gründen eher problematische Vorstellungen verbinden, die wir aus seelsorgerlichen Gründen sehr ernst zu nehmen haben, legt es sich nahe, im Gebet auch andere Anredetitel zu verwenden bzw. die Vateranrede mit anderen zu kombinieren¹⁰⁷.

5.5. „Gott“ und „Herr“

Ich erlebe Irritierendes, um ein naheliegendes Feld zu betreten, gegenwärtig auch bei der Anrede „Gott“. Oft wird Gott einfach so angesprochen: z.B. „Gott, wir bitten dich“. Doch „Gott“ ist ein Sammel- und Gattungsbegriff, unter dem sich durchaus Unterschiedliches verbergen kann¹⁰⁸. Wer im öffentlichen Gebet die bloße Anrede „Gott“ benutzt, sagt damit noch lange nicht, welchen Gott er damit meint und in welcher Beziehung er zu ihm steht. Nicht umsonst fügen die Apostel in ihren Briefen oft klärend hinzu „der Vater unseres Herrn Jesus Christus“ (so u.a. Eph 1,3; 1Petr 1,3) oder Ähnliches. Erst dadurch wird klar, was wir als Christen unter Gott verstehen und in wessen Namen wir zu ihm beten dürfen. Das isolierte „Gott“ ist nicht mehr als ein „Allerweltsbegriff“¹⁰⁹. Er klingt in meinen Ohren nicht nur verwechselbar, sondern in der Gebetsprache auch sehr distanziert. Wir sollten deshalb in unseren Gebeten erkennen lassen, wer Gott für uns ist und was wir durch Jesus Christus an ihm haben: „Abba, lieber Vater“ (Röm 8,15)

Wir beten nicht in ein diffuses religiöses Niemandsland hinein, sondern „unser Gott hat einen Namen. Er hat ihn uns gegeben, damit wir ihn bei diesem Namen nennen. Es ist das Vorrecht der christlichen Gemeinde, den wahren Gottesnamen zu gebrauchen, den Vaternamen, den Jesusnamen. Im Namen Jesu beten hat Verheißung“¹¹⁰.

¹⁰⁴ ebd., S. 453 (Hervorhebung dort)

¹⁰⁵ Joseph Ratzinger /Benedikt XVI., aaO, S. 174

¹⁰⁶ siehe unter 4.1.2.1.

¹⁰⁷ z.B.: „Wie ein Kinder zu Vater und Mutter, so kommen wir, Gott, zu dir“ (Evangelisches Gottesdienstbuch, aaO, S.576).

¹⁰⁸ siehe dazu Christoph Morgner, In religiösen Turbulenzen, aaO, S. 32f.

¹⁰⁹ Theo Sorg, aaO, S. 263

¹¹⁰ ebd., S. 263

Während sich die Anrede „Gott“ fraglicher, aber höchster Beliebtheit erfreut, steht es um den Kyriostitel „Herr“ ausgesprochen schlecht. Das beobachte ich vor allem im kirchlichen Raum. Da scheint eine regelrechte Herr-Phobie ausgebrochen zu sein¹¹¹. Dieser Titel, mit dem der Gottesname in der Septuaginta, der griechischen Übersetzung des Alten Testaments, übersetzt wird, ist weitgehend abgeschafft. Es werden alle möglichen Umwege eingeschlagen, um diese „Klippe“ zu umschiffen. Das Ausgrenzen dieses biblisch und theologisch hochbedeutsamen Wortes kann ich nur dahin deuten, dass man sich von dem Herrn, der letztlich das Sagen hat, nichts sagen lassen will. Ein Abhängigkeits- und Gehorsamsverhältnis wird negiert. Zur entscheidenden Autorität wird letztlich das eigene Ich erhoben. Das „fremde Wort“ der Bibel wird unterschlagen bzw. durch den Filter des eigenen Interesses geleitet. Theo Sorg wertet diese Tatsache als „ein betrübliches Zeichen des inneren Verfalls in der Kirche“, die eines ihrer „Urworte“ aus „fragwürdigen theologischen Gründen der Vergessenheit“ preisgibt¹¹².

Beim Kyriostitel handelt es sich um ein urchristliches Bekenntnis (siehe u.a. 1Kor 12,3), mit dem sich die erste Christenheit in alle religiöse Nesselnen begeben hat, wurde doch damit allen damals Regierenden bestritten, wirklich „Herren“ zu sein. Nur einer verdient diese Bezeichnung: Jesus Christus. Dieses christliche Bekenntnis hat oft genug ins Martyrium hineingeführt. Wer dieses Bekenntnis nivelliert, raubt dem christlichen Wahrheitsanspruch dessen Spitze und verabschiedet sich sowohl aus der Tradition der Kirche als auch aus dem ökumenischen Kontext, der doch gewöhnlich betont gepflegt wird, dessen Berücksichtigung jedoch sehr interessegeleitet ist und den eigenen Vorstellungen nicht entgegenstehen darf¹¹³.

Zum Nachdenken und Weiterarbeiten:

11. Nehmen Sie die eben angesprochenen Irritationen in ihrem Umfeld wahr?
12. Was beobachten Sie, wenn Sie die Gebetsprache in unseren eigenen Reihen bedenken?
13. Wie steht es mit der bloßen Anrede „Gott“ und der Vermeidung von „Herr“ in Ihrem Verantwortungsbereich?
14. Sehen Sie in dieser Frage Handlungsbedarf?

¹¹¹ In der „Bibel in gerechter Sprache“ wird konsequenterweise auch das erste urchristliche Bekenntnis „Herr ist Jesus“ (Röm 10,9) vermieden. Anstelle dieser Proklamation heißt es „Jesus ist (es), dem wir gehören“. Damit wird aus der öffentlichen und universalen Tatsache „Herr ist Jesus“, eine partikuläre, auf Christen begrenzte Wahrheit. Sie gilt nur für die, die sie vertreten. Deshalb stößt sie nicht an und regt sie nicht auf (siehe Präsesbericht 2007, S. 35f).

¹¹² Theo Sorg, aaO, S. 264

¹¹³ Ich erinnere nur an die Segnung homophiler Partnerschaften, die in einigen Landeskirchen möglich ist und an die „Bibel in gerechter Sprache“. Hier haben m. W. ökumenische Rücksichten keine Rolle gespielt.

6. „Er aber zog seine Straße fröhlich“

Für unsere Gemeinschaftsarbeit und deren missionarische Effizienz sind nicht nur geeignete Strukturen, motivierte Angestellte und eine gute Botschaft wichtig. Wie bereits ausgeführt wurde, kommen der Atmosphäre unserer Veranstaltungen sowie dem Faktor der Begegnung eine besondere Bedeutung zu. Dabei spielen naturgemäß die Predigten eine tragende Rolle. Ob wir es gutheißen oder nicht - unsere Veranstaltungen werden weitgehend nach der Qualität der Predigten beurteilt.

Oft sind diese düster eingefärbt. Manche gleicht einer Auflistung von Problemen und Krisen aller Art. Wohin der Prediger auch schaut, geht es dunkel und trüb zu: Arbeitslosigkeit, Klimakatastrophe, Abtreibungen, Kriege da und Terror dort, Sünde allerorten. Beispiele dafür fallen dem Prediger und Pfarrer reihenweise ein. Die Folge? Die Hörer werden vom Trübsinn auf der Kanzel angesteckt. Das freundliche Bibelwort zum Schluss soll die finstere Stimmung aufhellen, aber es greift nicht mehr so recht. Zu melancholisch ist alles gewesen, was vorher ausgebreitet wurde. So gehen die Gottesdienstteilnehmer nicht gestärkt und ermutigt nach Hause, sondern eher deprimiert.

„Auch die Art mancher christlicher Veranstaltung lässt kaum vermuten, dass dort eine Freudennachricht zu Hause ist, die das Herz höher schlagen lässt“¹¹⁴. Dabei haben wir als Christen eine Botschaft, die Freude auslöst. Sie wirkt sich überall positiv aus, wo sie gehört und aufgenommen wird. Kein Wunder, dass das NT von Zuversicht und Freude durchzogen ist. Schon bei der Geburt von Jesus hat der Engel gejubelt: „Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren soll“ (Lk 2,10). Als Jesus sich später von seinen Jüngern verabschiedet, verspricht er ihnen: "Eure Freude soll niemand von euch nehmen" (Joh 16,22). „Freude“ gehört zu den leuchtenden Worten in der Bibel. „Seid nicht bekümmert, denn die Freude am HERRN ist eure Stärke“ (Neh 8,10), wird dem Volk Gottes bereits im AT versichert. Dort wird auch auf die Quelle der Freude verwiesen: Gott selbst, denn er versichert seinem Volk: „Es soll meine Freude sein, ihnen Gutes zu tun“ (Jer 32,41).

Eduard Lohse weist darauf hin, dass in der wissenschaftlichen Literatur zum NT von der Freude leider kaum die Rede ist. Vielmehr sei diese geprägt von tiefem Ernst. Sünde und Verlorenheit, Gesetz und Erlösung, Bund und Gericht, Verantwortung und Freiheit stehen im Mittelpunkt. Diese Themen „werden in aller gebotenen Sorgfalt auf das gründlichste bedacht. Doch was die Freude für das Leben der Glaubenden ausmacht und wie sie sich in deren Leben auswirkt, wird vielfach kaum in den Blick gefaßt“¹¹⁵.

Dabei stellt die Freude so etwas wie das Markenzeichen der Christen dar. Mir ist unvergesslich, wie ich als junger Vikar einen Gemeindenachmittag zu leiten hatte. Ein indischer Pfarrer war zu Gast. Er zeigte Bilder aus seiner Gemeindefarbeit. Das hat damals alle Anwesenden stark beeindruckt. Zum

¹¹⁴ Christoph Morgner, *Das Lachen ist des Glaubens liebstes Kind*, Gießen 2008, S. 10

¹¹⁵ Eduard Lohse, *Die Freude des Glaubens*, Göttingen 2007, S. 8

Schluss präsentierte er ein Dia, auf dem die Einwohnerschaft eines kleinen Dorfes zu sehen war. Dann fragte er uns: „Wer auf dem Bild sind wohl die Christen, und woran erkennt man sie?“ Da ging unser Raten an. War es die Bekleidung, ein Umhängekreuz oder ein anderes christliches Symbol? Wir fanden nichts heraus.

Da klärte uns der indische Pfarrer auf: „Schauen Sie genau hin: Die Personen die auf dem Bild lachen und lächeln - das sind die Christen. Das ist für sie typisch“. Tatsächlich: Die meisten aus dem Ort blickten eher ernst, ja geradezu finster drein. Dazwischen waren ein paar Leute, die freuten sich. Das waren also die Christen. Ihr Signum: das Lachen, die Freude. Das hob sich im indischen Dorf markant vom Gesichtsausdruck derer ab, die nicht zu den Christen gehörten. Die blickten ernst drein. Sie hatten offenkundig weniger Gründe zum Lachen und Freuen als ihre christlichen Mitbürger.

Nun wird man hierzulande in der deutschen Spaßgesellschaft derartige Grenzen nicht so einfach ziehen können. Aber es sollte selbstverständlich sein, dass die, die von einer frohen Botschaft leben, davon froh gemacht werden. Und das nicht nur innerlich, still und verdeckt, sondern auch so, dass es im Umgang mit anderen Menschen zu spüren ist: Hier lebt jemand in der Freude des Glaubens. Das macht ihn entspannt und gelassen. Er ist mit sich und seinen Problemen nicht allein. Er hat Grund zum Freuen.

Dabei handelt es sich nicht um seichten, kurzlebigen Frohsinn oder gar um aufgesetzte Lustigkeit, sondern um eine Freude, die aus dem erlebten Evangelium quillt. Zu dieser Freude sind wir bestimmt. Zu ihr werden wir eingeladen: „Du aber solltest fröhlich und guten Mutes sein“ (Lk 15,32) bekommt einer zu hören, der sich dieser Freude – noch – verschließt.

6.1. Freude vor ernstem Hintergrund

Selbstverständlich hat unsere Botschaft auch eine ernste Seite. Schließlich geht es dabei um alles oder nichts, um gerettet werden oder verloren bleiben, um Himmel und Hölle. Nicht nur Johannes der Täufer, sondern auch Jesus spricht von der „Buße“ (Mk 1,15), der inneren und äußeren Umkehr, die notwendig ist, um am angebrochenen Reich Gottes teilzuhaben.

Jesus rät dringend, die Kosten der Nachfolge zu überschlagen, bevor sich einer überstürzt in das Abenteuer der Nachfolge begibt (Lk 9,57ff; 14,28). Außerdem weist er vorsorglich darauf hin, dass der Weg mit ihm kein Zuckerschlecken ist, sondern Verfolgungen nach sich ziehen wird (Mt 10,16-19 u.ö.). „Doch dieser Ernst wird überstrahlt und gehalten von der Einladung zur Freude, wie sie das Evangelium als frohe Botschaft ansagt“¹¹⁶ und wie es in zahlreichen Gleichnissen Jesu seinen Ausdruck findet (u.a. Lk 14,16ff). Schließlich ist es nicht die Angst auslösende Drohung, die zur Umkehr motiviert, sondern das Erleben von „Gottes Güte“ (Röm 2,4; siehe auch Lk 5,1-11). Die bringt auch den „verlorenen Sohn“ auf den richtigen Weg. Er kehrt nach Hause um. Die „wahre Kraft“ dieser Umkehr liegt nicht in der „Verzweiflung über sich selbst“, sondern in der „Erkenntnis der solange verschmähten Liebe des Vaters“¹¹⁷. Auch Paulus bezeugt, dass ihn das

¹¹⁶ Eduard Lohse, aaO, S. 35

¹¹⁷ Helmut Gollwitzer, aaO, S. 173 (Hervorhebung dort)

Erfahren der Barmherzigkeit Gottes auf den Weg des Glaubens gebracht hat (1Tim 1,12-17).

6.2. Freude aus Glauben

Wo immer im NT das Evangelium weitergegeben wird, hören die Menschen eine Botschaft, „die nirgendwo in der alten Welt in vergleichbarer Weise als Inhalt einer freudigen Nachricht zu finden ist“¹¹⁸. Kein Wunder, dass Paulus im Rückblick den Thessalonichern bescheinigt, sie hätten „das Wort aufgenommen ... mit Freude im heiligen Geist“ (1Thess 1,6). Menschen haben staunend erlebt: Jesus ist unser Herr, Freund und Bruder geworden. Der Himmel steht uns offen. Gott ist uns nah. Sünden sind vergeben. Mitsamt unseren Lasten werden wir von Gott getragen. Wir stehen im ewigen Leben und gehen zugleich auf das Leben in der Ewigkeit zu. Da kommt Freude auf.

Der Wandsbecker Bote Matthias Claudius (1740-1815) hat diese Lebenshaltung in seinem Abendlied „Der Mond ist aufgegangen“ in die wunderbare Liedzeile gefasst: „... wie Kinder fromm und fröhlich sein“¹¹⁹. „Das Frommsein und das Fröhlichsein, das Glauben und Lachen, das Beten und Freuen liegen ineinander. Sie gehören unlöslich zusammen. Keines kann ohne das andere sein. Zu einem solchen Lebensstil will uns Jesus verhelfen. Wenn Christen fröhliche und humorvolle Leute sind, dann ist das völlig normal“¹²⁰.

Auch Martin Luther weist auf den engen Zusammenhang von Glauben und Freuen hin: „Wir können an der (fehlenden) Freude den Mangel unseres Glaubens erkennen. Denn wie stark wir glauben, so stark müssen wir uns auch notwendig freuen“¹²¹. Schließlich sind unsere Namen im Himmel angeschrieben (Lk 10,20) und bei Gott „unverwischbar festgehalten“¹²². Damit wird der Freude „eine feste Begründung gegeben, die ungleich tragfähiger ist als alles andere, das Anlaß zu Frohsinn geben könnte“¹²³.

6.3. Freude „im Herrn“

Paulus fordert die Gemeinde in Philippi auf, sich „in dem Herrn allewege“ zu freuen (Phil 4,4). Es sind also nicht die äußeren Lebensumstände, die Freude auslösen, sondern das Wissen um Jesus als den Retter der Welt und den Heiland für jeden. Nur in seiner Nähe und unter seiner Obhut haben wir Grund zum Freuen. „Das Evangelium als Botschaft von der Rechtfertigung macht froh und frei und erfüllt alle Bereiche christlichen Lebens. Das Evangelium hat weder eine allgemeine Wahrheit noch einen zeitlos gültigen Mythos zum Inhalt, sondern ruft das Christusgeschehen als Heilsereignis aus und stiftet durch diese gute Nachricht zu dankbarer Freude an“¹²⁴.

¹¹⁸ Eduard Lohse, aaO, S. 17

¹¹⁹ Gemeinschaftsliederbuch Nr. 656; EG 482

¹²⁰ Christoph Morgner, Das Lachen..., aaO, S.13

¹²¹ Zitat aus: Luther Deutsch, hg von Kurt Aland, Ergänzungsband III Lutherlexikon, Stuttgart 1957, S. 106

¹²² Eduard Lohse, aaO, S. 43

¹²³ ebd, S. 43

¹²⁴ ebd, S. 29

„Im Herrn“ – das betrifft jedoch nicht nur die persönliche Glaubensverbundenheit des einzelnen, sondern weist auf die umfassende Dimension der Gemeinde hin. Dort wird das Evangelium zu Gehör gebracht. Dort kommt es als Abendmahl auf den Tisch. Dort werden kleine und große Menschen durch die Taufe in den Gnadenbund aufgenommen. Dort erleben wir Gemeinschaft, die ihren Namen verdient. Da blüht die Freude auf.

6.4. Freude ohne Grenzen

Die Freude der Spaßgesellschaft lebt davon, dass man zumindest zeitweise das Trübe vergisst oder es wenigstens für einige Momente ausblendet. Dann jedoch holt es einen mit verstärkter Wucht wieder ein. Anders die Freude des Glaubens. Sie lebt nicht von dem, was wir uns an Freude auslösenden Elementen herbeischaffen, und seien die noch so erfreulich und ehrenwert. Sie hat ihre Quelle auch nicht in uns und unseren Stimmungen, sondern in dem, was uns vom Himmel gegeben wird. Deshalb kennt diese Freude keine Auszeit. Das Glück, das wir bei Jesus finden, verbraucht sich nicht. Vielmehr reichert es sich im Laufe eines langen Lebens an. Die Freude an ihm begleitet uns durch jeden Tag, selbst dann, wenn es widrig zugeht. Auch „im rasenden Getümmel“ schenkt Gott uns „Glaubensheiterkeit“¹²⁵.

Davon weiß auch das AT, wenn beispielsweise der Prediger Salomo über den Frommen schreibt, dass der selbst angesichts der Kürze seines Lebens und trotz mancher Einschränkungen getrost sein kann, „weil Gott sein Herz erfreut“ (Pred 5,19). Erst recht erweist sich die Freude, die von Jesus, ausgeht, als alltagsfest und widerstandsfähig. Selbst in dunklen Augenblicken stimmen wir im Chor der Christenheit an: „In dir ist Freude in allem Leide, o du süßer Jesu Christ“¹²⁶. Auch an Gräbern tritt Jesus als der „Freudenmeister“ an unsere Seite, und wir können dem Schmerz entgegenzingeln: „Weicht, ihr Trauergeister“, denn „denen, die Gott lieben, muss auch ihr Betrüben lauter Freude sein“¹²⁷.

6.5. Freude als Lebenselement der Gemeinde

Die christliche Freude ist nicht platonischer Natur, sondern nährt sich von der Gegenwart des auferstandenen, lebendigen Herrn. In dieser Freude gehen wir miteinander um. Die Freude will sich in jedem einzelnen Raum schaffen, der die Füße über die Schwellen unserer Gemeinschaftshäuser setzt.

In der Gemeinde tanken wir Freude auf, weil die im Alltag häufig verdüstert wird. Da hat jeder mit sich und in seinem Umfeld zu tun. Da müssen Probleme bewältigt, Krisen gemeistert und Frust verarbeitet werden. Das trübt die Freude ein. Wohl uns, wenn wir uns dann bereits in der Wochenmitte auf den Sonntag freuen können. Dort laden wir ab. Dort fließen uns neue Kräfte zu. Dort wird uns der Blick zum ewigen Ziel neu eröffnet.

¹²⁵ Philipp Spitta, Gemeinschaftsliederbuch Nr. 133,8; EG 137

¹²⁶ Cyriakus Schneegaß, Gemeinschaftsliederbuch Nr. 507; EG 398

¹²⁷ Johann Franck, Gemeinschaftsliederbuch Nr. 508; EG 396

Wir gehen getroster in den Alltag zurück als wir gekommen sind. Die Freude hat uns wieder.

Ich wundere mich oft, wenn mir Teilnehmende an Gottesdiensten und Gemeinschaftsstunden beim Verabschieden bekunden: „Ihr Wort hat mich sehr ermutigt“. Solche Reaktion, die man sicherlich nicht überbewerten darf, ist zwar erfreulich, macht mich aber nachdenklich: Wie mag es um die sonntägliche Verkündigung in der betreffenden Gemeinde bestellt sein? In welcher Atmosphäre finden die Veranstaltungen statt, und in welcher Stimmung gehen die Menschen nach Hause? Eher bedrückt und irritiert? Oder wirklich aufgerichtet und erfreut?

Wir als Verkündiger haben die primäre Aufgabe, in unseren Gemeinden für eine Kultur der Ermutigung zu sorgen. Unsere Predigten sollen Orientierung geben, Klarheit schaffen, Trost spenden, Vergebung zusprechen und Lebensmut vermitteln. Damit helfen wir den uns anvertrauen Menschen, tief ins rettende, befreiende Evangelium einzutauchen. Sie begegnen Jesus und bekommen etwas zum Glauben. Hoffnung wird gestärkt. Liebe wird geweckt. Freude breitet sich aus und geht auf allen Wegen mit. Als Verkündiger des Evangeliums sind wir „Gehilfen zur Freude“ (2Kor 1,24). Darin liegt unser Auftrag. Wir haben den Menschen etwas zu geben, das zur Freude hilft und Lebensmut anfacht.

6.6. Freude als gewinnende Kraft

Mein Vorgänger Kurt Heimbucher (1928–1988) hat gern von einem „charmanten Pietismus“ gesprochen. Für diese Aussage hat er viel Prügel bezogen. Aber die hat er gerne eingesteckt, so schmerzlich die auch für ihn waren. Denn in seiner Formulierung geht es nicht um Geschmacksfragen, über die man streiten könnte, sondern hier steht auf dem Spiel, ob wir das Evangelium recht ausrichten oder nicht. Immerhin gehen im Griechischen „Gnade“ und „Freude“ auf dieselbe sprachliche Wurzel zurück¹²⁸. Deshalb kann unsere ernste, gewichtige Botschaft nur im Ton einladender Freude weitergesagt werden. Die Freude des Himmels (Lk 15) überträgt sich auf uns und die Tonart unserer Verkündigung. „Charmant“ soll sie sein, von „liebenswert-gewinnender Wesensart“¹²⁹, neutestamentlich gesprochen: von Freude und Gnade geprägt. Keineswegs rechthaberisch, geschweige denn verbissen und fanatisch. Denn nur Positives bewegt Menschen auf Dauer und weckt in ihnen den Mut, ihr Leben anders zu orientieren. „Der christliche Prediger muß sehr heiter sein ... Ich empfehle Heiterkeit allen denen, die Seelen gewinnen wollen. Nicht Leichtsinn und Oberflächlichkeit, aber ein freudiges, glückliches Gemüt. Man fängt viel mehr Fliegen mit Honig als mit Essig, und wer den Himmel im Gesicht hat, wird auch mehr Menschen in den Himmel führen als der, in dessen Augen sich der Tartarus spiegelt“¹³⁰.

¹²⁸ chairō = sich freuen; fröhlich sein; davon abgeleitet: charis = das Erfreuende, die Gnade; und chara = die Freude

¹²⁹ so der Duden, Fremdwörterbuch, Mannheim 1990⁵, S. 139

¹³⁰ Charles H. Spurgeon, aaO, S. 134 (Hervorhebung dort); Tartarus = Unterwelt der griechischen Sage

Lasst uns als Gemeinschaftsbewegung eine Bewegung sein, in der Außenstehende erfahren können: Hier ist die große Freude über die Jesusbotschaft zu Hause. Sie prägt die Verkündigung und den Umgang miteinander. Sie ist auch dann noch lebendig, wenn es Probleme gibt und Schmerzliches im Raum steht. Wir wissen es bereits heute und werden es künftig erleben: Freude aus Glauben tut gut. In ihr steckt gewinnende Kraft. Sie wird im Himmel vollendet, wenn endgültig „unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens“ sein wird (Ps 126, 2). Aber nicht erst dort, sondern bereits hier erleben wir dankbar: „Der HERR hat Großes an uns getan; des sind wir fröhlich“ (Ps 126,3).

Zum Nachdenken und Weiterarbeiten:

15. Wie steht es um die Atmosphäre der Freude in den Veranstaltungen, an denen Sie teilnehmen bzw. die Sie gestalten?
16. Was unternehmen Sie, um die, die das Wort Gottes weitersagen, zu einer ermutigenden Verkündigung anzuleiten?
17. Wie kann die Botschaft der Freude noch wirkungsvoller ausgerichtet werden? Welche Hindernisse blockieren das?

Literaturverzeichnis

Allgemeines

Aland, Kurt (HG)

Luther Deutsch, Ergänzungsband III Lutherlexikon, Stuttgart 1957, S. 106

Duden, Fremdwörterbuch, Mannheim 1990⁵

McGrath, Alister

Der Weg der christlichen Theologie, hg Heinzpeter Hempelmann, Gießen 2007⁷

Dieses Buch sei nachdrücklich allen empfohlen, die einen Einblick in Geschichte und Gegenwart der christlichen Theologie suchen. Der sprachliche Ausdruck ist schlicht, aber nicht simplifizierend, und die Darstellungen sind auch für interessierte Laien verständlich. Das Buch kann darüber hinaus Theologen als hilfreiches Kompendium dienen.

Morgner, Christoph

Geistliche Leitung als theologische Aufgabe, Kirche – Pietismus - Gemeinschaftsbewegung, Stuttgart 2000

Spurgeon, Charles Haddon

Ratschläge für Prediger, Wuppertal 1962

Ein Buch, das jeder gelesen haben muss, der mit dem Wort Gottes unterwegs ist. Die dort aufgezeichneten Vorlesungen sind tiefgründig, erfrischend und humorvoll zugleich. Spurgeons sprachlicher Bilderreichtum beflügelt unsere Phantasie und regt uns zu einer lebendigen Verkündigung an.

Sonntag

Bieritz, Karl-Heinrich

Artikel „Sonntag“ in Religion in Geschichte und Gegenwart (RGG⁴), Tübingen 2004, Band 7

Burkhardt, Helmut

Ethik, Teil 2, Erster Teil, Das gute Handeln (Materialethik), Gießen 2003

Der Große Katechismus, in: Luther Deutsch, Stuttgart / Göttingen 1961³

Gnilka, Joachim

Das Evangelium nach Markus, Evangelisch-Katholischer Kommentar zum Neuen Testament II/1, Zürich, Neukirchen-Vluyn 1978

Gerloff, Krista und Johannes

Der Alltag fängt am Sonntag an, Ein Erlebnismosaik aus dem jüdischen Land, Holzgerlingen 2006

Dieses sehr persönlich gehaltene Buch vermittelt lebendige Eindrücke aus dem alltäglichen Leben in Israel. Dabei wird häufig auf die ausgeprägte Sabbatkultur Bezug genommen.

Grundmann, Walter

Das Evangelium nach Markus, in: Theologischer Handkommentar zum Neuen Testament, Berlin 1971⁵

Heidelberger Katechismus

Neubearbeitung der Jubiläumsausgabe 1963, , Detmold und Leer 1979 und 1984

Hutten, Kurt

Seher, Grübler, Enthusiasten, Stuttgart 1982¹²

Joest, Christoph

Aus Gotte Fülle leben. Den Sonntag feiern, Gießen 2003

Das Buch von Christoph Joest aus der Reihe „Geistlich leben“ hat einen betont seelsorgerlich-praktischen Charakter. Es führt nicht nur theologisch aus, wie es zum Sonntag kam und was er für Christen bedeutet, sondern er gibt auch Hinweise, wie der Sonntag festlich begangen werden kann. Eine Kleine Hausliturgie aus der Jesus-Bruderschaft Gnadenthal vermittelt Anregungen für das eigene Begehen des Sonntags, auch in der Familie und in der Gemeinde.

Rohls, Jan

Der Prozeß der Zivilisation und der Geist des Protestantismus, in: Die Manneren und der Protestantismus, Reihe EKD-Texte Nr. 79, Hannover 2004

Schneider, Dieter

Artikel „Sabbat“, in: Das große Bibellexikon Band 3, Wuppertal und Gießen 1989

Sonntags – Ideen für das ganze Jahr, hg Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers, Hannover 2007

Voigt, Gottfried

Die bessere Gerechtigkeit, Homiletische Auslegung der Predigttexte, Neue Folge: Reihe V, Göttingen 1982

Gott

Ebeling, Georg

Dogmatik des christlichen Glaubens, Band II; Tübingen 1979

Eichholz, Georg

Die Theologie des Paulus im Umriss, Neukirchen-Vluyn 1972

Evangelisches Gottesdienstbuch

Agende für die EKU und die VELKD, Berlin 2000

Gollwitzer, Helmut

Krummes Holz – aufrechter Gang, Die Frage nach dem Sinn des Lebens, München 1970

Hempelmann, Reinhard

Materialdienst der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen

Hitchens, Christopher

Der Herr ist kein Hirte, Wie Religion die Welt vergiftet, München 2007³

Lütz, Manfred

Gott. Eine kleine Geschichte des Größten, München 2007

Morgner, Christoph

In religiösen Turbulenzen: die Geister prüfen – Farbe bekennen – besonnen handeln, gnadau aktuell 10, Dillenburg 2002

Parzany, Ulrich

Ein Gott für alle, Holzgerlingen 2007

DER SPIEGEL

Zeitschrift, Hamburg, Nr. 14 / 2007

Ratzinger, Joseph / Benedikt XVI.

Jesus von Nazareth, Freiburg 2006

Sorg, Theo

Gottesdienst und Predigt. Das geistliche Gespräch zu Gottesdienst und Predigt im Rahmen der Visitation des Pfarramts. Theologische Erkenntnisse und persönliche Erfahrungen, in: theologische beiträge, 07 - 4/5, S. 251 – 268

Spieß, Jürgen

Sind die Christen alle wahnsinnig?, in: idea-Beilage Lesen, hören & sehen
6/2007

Freude

Gollwitzer, Helmut

Die Freude Gottes, Einführung in das Lukasevangelium, Berlin o.J., 6. Auflage

Lohse, Eduard

Freude des Glaubens, Die Freude im Neuen Testament, Göttingen 2007

Morgner, Christoph

Das Lachen ist des Glaubens liebstes Kind, Gute Gründe für ein Leben mit Humor, Gießen 2008